

Ausschuss für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
Wortprotokoll
23. Sitzung

Berlin, den 20.11.2006, 10:00 Uhr
Sitzungsort: Reichstagsgebäude, Sitzungssaal der SPD-Fraktion

Sitzungssaal: 3 S 001

Vorsitz: Kerstin Griese, MdB

Öffentliche Anhörung

Zu dem

Antrag der Abgeordneten Monika Lazar, Irmingard Schewe-Gerigk, Kerstin Andreae, weiterer Abgeordneter und der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN

Rechtsextremismus ernst nehmen - Bundesprogramme Civitas und Entimon erhalten, Initiativen und Maßnahmen gegen Fremdenfeindlichkeit langfristig absichern

BT-Drucksache 16/1498

Antrag der Abgeordneten Ulla Jelpke, Diana Golze, Petra Pau, weiterer Abgeordneter und der Fraktion DIE LINKE.

Fortführung und Verstetigung der Programme gegen Rechtsextremismus

BT-Drucksache 16/1542

Antrag der Abgeordneten Miriam Gruß, Gisela Piltz, Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, weiterer Abgeordneter und der Fraktion FDP

Konkretes und tragfähiges Konzept zur Bekämpfung von Extremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus vorlegen und zeitnah umsetzen

BT-Drucksache 16/2779

Inhaltsverzeichnis:

Anwesenheitslisten	S. 3
Liste der Sachverständigen	S. 12
Wortprotokoll der Anhörung	S. 13
Anhang: Stellungnahmen der Sachverständigen (nur in der Druckfassung)	S. 51
1. ADrs. 16(13)170h – Stellungnahme Grit Hanneforth	S. 51
2. Adrs. 16(13)170e – Stellungnahme Prof. Dr. W. Heitmeyer	S. 57
3. ADrs. 16(13)170g – Stellungnahme Prof. Dr. Doron Kiesel	S. 61
4. ADrs. 16(13)170a – Stellungnahme Andreas Lorenz	S. 65
5. Adrs. 16(13)170b – Stellungnahme Dr. Christian Lüders.....	S. 73
6. Adrs. 16(13)170d - Stellungnahme Dr. Martina Panke	S. 79
7. ADrs. 16(13)170c - Stellungnahme Prof. Dr. Roland Roth	S. 85
8. ADrs. 16(13)170f – Stellungnahme Mike Ruckh	S. 99

Familie, Senioren, Frauen und Jugend (13)

Montag, 20. November 2006, 10:00 Uhr - öffentlich -

Fraktionsvorsitzende:

Vertreter:

SPD	.....	.....
CDU/ CSU	.....	.....
BÜNDNIS 90/ DIE GRÜNEN	.....	.....
FDP	.....	.....
DIE LINKE.	.....	.....

Fraktionsmitarbeiter:

Fraktion:

Unterschrift:

(Name bitte in Druckschrift)

..... V. REUTER	..... FDP	..... W. R.
..... Binder	..... SPD	..... Binder
..... Booghorst	..... SPD	..... J. R.
..... FISCHER	..... LINKE	..... J. K.
..... WIEGEL	..... LINKE	..... W. R.
..... Schlingensiefel	..... CDU/CSU	..... Schlingensiefel
..... Kornelbork	..... CDU/CSU	..... M. J.
.....

Montag , 20. November 2006, 10:00 Uhr - öffentlich -
DEUTSCHER BUNDESTAG

Anwesenheitsliste

gemäß § 14 Abs. 1 des Abgeordnetengesetzes

Sitzung des Ausschusses Nr. 13 (Ausschuss für Familie, Senioren, Frauen und Jugend)

Ordentliche Mitglieder des Ausschusses	Unterschrift	Stellvertretende Mitglieder des Ausschusses	Unterschrift
<u>DIE LINKE.</u>		<u>DIE LINKE.</u>	
Golze, Diana		Binder, Karin	.....
Reinke, Elke		Hirsch, Cornelia	.....
Wunderlich, Jörn		Höll Dr., Barbara	.....
<u>BÜ90/GR</u>		<u>BÜ90/GR</u>	
Deligöz, Ekin		Gehring, Kai	.....
Haßelmann, Britta		Lazar, Monika	
Schewe-Gerigk, Irmgard	Scharfenberg, Elisabeth	.....

Montag , 20. November 2006, 10:00 Uhr - öffentlich -
DEUTSCHER BUNDESTAG

Anwesenheitsliste
gemäß § 14 Abs. 1 des Abgeordnetengesetzes
Sitzung des Ausschusses Nr. 13 (Ausschuss für Familie, Senioren, Frauen und Jugend)

Ordentliche Mitglieder des Ausschusses	Unterschrift	Stellvertretende Mitglieder des Ausschusses	Unterschrift
CDU/CSU		CDU/CSU	
BareiB, Thomas	Eichhorn, Maria	.....
Blumenthal, Antje		Falk, Ilse	.....
Dörflinger, Thomas		Flachsbarth Dr., Maria	.....
Fischbach, Ingrid		Lehmer Dr., Max	.....
Grübel, Markus		Riegert, Klaus	.....
Landgraf, Katharina		Romer, Franz	.....
Lehrieder, Paul		Scharf, Hermann-Josef	.....
Möllring Dr., Eva		Schiewerling, Karl	.....
Noll, Michaela		Wanderwitz, Marco	.....
Singhammer, Johannes		Weinberg, Marcus	.....
Winkelmeier-Becker, Elisabeth		Zylajew, Willi	.....
SPD		SPD	
Bollen, Clemens		Bätzing, Sabine	.....
Gradistanac, Renate		Binding (Heidelberg), Lothar	.....
Graf (Rosenheim), Angelika		Bürsch Dr., Michael	.....
Griese, Kerstin		Carstensen, Christian	.....
Humme, Christel		Kressl, Nicolette	.....
Kucharczyk, Jürgen		Merten, Ulrike	.....
Lopez, Helga		Schaaf, Anton	.....
Marks, Caren		Schmidt Dr., Frank	.....
Rix, Sönke	Schmidt (Nürnberg), Renate	.....
Rupprecht (Tuchenbach), Marlene	Spielmann Dr., Margrit	.....
Spanier, Wolfgang	Weigel, Andreas	.....
FDP		FDP	
Gruß, Miriam	Meinhardt, Patrick	.....
Laurischk, Sibylle	Pieper, Cornelia	.....
Lenke, Ina	Rohde, Jörg	.....

Anwesenheitsliste der **Gäste** für die öffentliche Anhörung des Ausschusses für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zum Thema

Arbeit gegen Rechtsextremismus – Auswertung und Weiterentwicklung

Montag, den 20. November 2006, 10.00 bis 13.00 Uhr
Sitzungssaal der SPD-Fraktion: 3 S 001
Sitzungsort: Reichstagsgebäude

Peter Amsler	.....
Thomas Becker	<i>T. Becker</i>
Birte Betzendahl	.....
Boris Brokmeier	.....
Dr. Reiner Schiller-Dickhut	.....
Dr. Andreas Eberhardt	.....
Melanie Füller	<i>Melanie Füller</i>
Markus Heckmann	.....
Dr. Horst Helas	<i>Horst Helas</i>
Thomas Heppener	<i>Thomas Heppener</i>
Dominique John	<i>Dominique John</i>
Lorenz Korgel	<i>Lorenz Korgel</i>
Can-Oliver Kurku	.....
Irene Lehle	.....
Bettina Keller	.....

Sören Malycha

Ingolf Klaassen

7. Klaassen

Dr. Jochen Müller

J. Müller

Martina Müller

M. Müller

Dr. Jürgen Rostock

J. Rostock

Katharina Rostock

K. Rostock

Dagmar Rubisch

D. Rubisch

Petra Schrader

Matthias Schwerendt

M. Schwerendt

Anna Spangenberg

Toralf Staud

Klaus Waldmann

K. Waldmann

Martin Ziegenhagen

M. Ziegenhagen

Tabbea Weiss

Engels, Sandra

S. Engels

Jrene Beyer

Tanja Bera

Mel
Eva Roldhes

Doreen Kanger

Ulrich Mohn (DStGB)

Anwesenheitsliste **weiterer Gäste (MDB, Praktikanten/-innen)** für die öffentliche Anhörung des Ausschusses für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zum Thema

Arbeit gegen Rechtsextremismus – Auswertung und Weiterentwicklung

Montag, den 20. November 2006, 10.00 bis 13.00 Uhr
Sitzungssaal der SPD-Fraktion: 3 S 001
Sitzungsort: Reichstagsgebäude

Niels Annen	MDB <i>N. Annen</i>
Gudrun Hoffmann	MDB Wolfgang Gunkel
Henrike Hoffmann	MDB Michael Hartmann <i>H. Hoffmann</i>
Florian Leuthner	MDB Niels Annen <i>F. Leuthner</i>
Sandra Voigt <i>Kathrin Knecht</i>	MDM Michael Hartmann
Benjamin Bräse	MDB Leuthners - Schwanenbergs
Clara Peter Brusch	MdB Ernst Zingales
<i>S. Bräse</i>	
<i>Eva Proch</i>	
<i>Adam Mutwik</i>	MdB Dr. Frank Schmitt
<i>Anna B. Bates</i>	AWZ
<i>Flavia Kramer</i>	AWZ
<i>Ulrike Jäger</i>	AWZ
<i>Johannes Geyer</i>	MDB Fischbach
<i>David Rehrmann</i>	MdB Peter Bauer
<i>Henrike Pielke</i>	MdB Dr. Uwe Krüger
<i>Romana Riedel</i>	MdB Blumenthal

Suro Othel Deniz Kuthu
Annelie Antwis Suro Kapsel
Siftu
Suro Heine Paula Anna Heine

Anwesenheitsliste der **Sachverständigen** für die öffentliche Anhörung des Ausschusses für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zum Thema


Arbeit gegen Rechtsextremismus – Auswertung und Weiterentwicklung

Montag, den 20. November 2006, 10.00 bis 13.00 Uhr

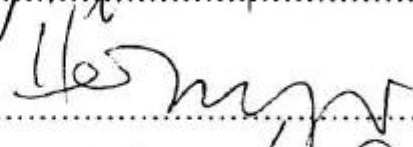
Sitzungssaal der SPD-Fraktion: 3 S 001

Sitzungsort: Reichstagsgebäude

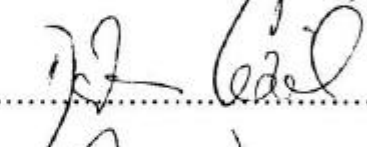
Grit Hanneforth
Kulturbüro Sachsen e.V



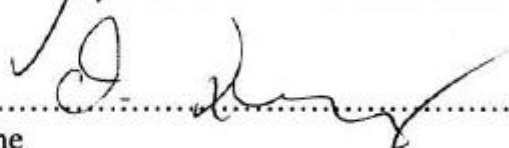
Prof. Dr. Wilhelm Heitmeyer
Universität Bielefeld



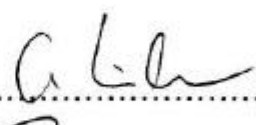
Prof. Dr. Doron Kiesel
Fachhochschule Erfurt




Andreas Lorenz
Bundesarbeitsgemeinschaft Katholische
Jugendsozialarbeit e.V.



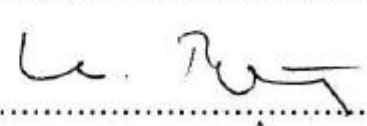
Dr. Christian Lüders
Deutsches Jugendinstitut



Dr. Martina Panke
DGB-Jugendbildungsstätte



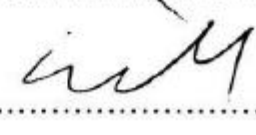
Christian Petry
Freudenbergstiftung



Prof. Dr. Roland Roth
Hochschule Magdeburg-Stendal



Mike Ruckh
Oberbürgermeister der Stadt Sebnitz



Liste der Sachverständigen

Grit Hanneforth

Geschäftsführerin des Kulturbüros
Sachsen e.V.

Prof. Dr. Wilhelm Heitmeyer

Leiter des Instituts für interdisziplinäre Konflikt-
und Gewaltforschung
Universität Bielefeld

Prof. Dr. Doron Kiesel

Fachhochschule Erfurt
Fachgebiet Interkulturelle und
Internationale Dimensionen Sozialer Arbeit

Andreas Lorenz

Geschäftsführer der Bundesarbeitsgemeinschaft
Katholische Jugendsozialarbeit e.V.

Dr. Christian Lüders

Deutsches Jugendinstitut

Dr. Martina Panke

Leiterin der DGB-Jugendbildungsstätte Flecken-Zechlin

Christian Petry

Geschäftsführer der Freudenbergstiftung

Prof. Dr. Roland Roth

Hochschule Magdeburg-Stendal
FB Sozial- und Gesundheitswesen

Mike Ruckh

Oberbürgermeister der Großen Kreisstadt Sebnitz

Vorsitzende: Guten Morgen, liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren. Ich begrüße Sie zu der öffentlichen Anhörung des Ausschusses für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Besonders herzlich begrüße ich die Sachverständigen zum heutigen Thema „Arbeit gegen Rechtsextremismus – Auswertung und Weiterentwicklung“ sowie die anwesenden Mitglieder anderer Ausschüsse. Das zeigt, dass es sich hier um ein Querschnittsthema handelt. Herzlich willkommen heiße ich auch Herrn Staatssekretär Dr. Kues.

Das Thema der Anhörung „Arbeit gegen Rechtsextremismus – Auswertung und Weiterentwicklung“ ist weiterhin aktuell. In diesem Bereich engagieren sich seit Jahren eine Vielzahl gesellschaftliche Akteure, denen ich, auch im Namen der Mitglieder des Ausschusses für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, an dieser Stelle für ihre wichtige Arbeit Dank sagen möchte.

Durch die Teilprogramme Civitas, Entimon und Xenos wurden seit 2001 über 4.000 Projekte unterstützt. Sie wissen, dass der Bund mit zwei neuen Programmen sein Engagement in diesem Bereich fortsetzt: „Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie gegen Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus“, gefördert mit 19 Mio. Euro, und ein Programm für die Weiterführung von Strukturprojekten im Umfang von 5 Mio. Euro, das Beratungsnetzwerke sichern helfen soll. Ich denke, auch hierzu ist die Meinung der Sachverständigen gefragt, die aus ganz unterschiedlichen Bereichen kommen: aus der Wissenschaft, aus dem kommunalen Bereich und aus der praktischen Arbeit. Aktuell ist ein Anstieg rechtsextremer Gewalttaten zu verzeichnen. Das macht uns besorgt und macht die Notwendigkeit deutlich, sich dauerhaft mit dem Thema zu beschäftigen.

Ich komme zu den Formalien. Die heutige Anhörung findet statt zu dem Antrag der Fraktion DIE LINKE. „Fortführung und Verstetigung der Programme gegen Rechtsextremismus“, Drucksache 16/1542, dem Antrag der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN „Rechtsextremismus ernst nehmen - Bundesprogramme Civitas und Entimon erhalten, Initiativen und Maßnahmen gegen Fremdenfeindlichkeit langfristig absichern“, Drucksache 16/1498 und dem Antrag Fraktion der FDP „Konkretes und tragfähiges Konzept zur Bekämpfung von Extremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus vorlegen und zeitnah umsetzen“, Drucksache 16/2779. Ich weise Sie darauf hin, dass von dieser Anhörung ein Wortprotokoll erstellt wird, das nach Fertigstellung auch im Internet verfügbar sein wird. Die Stellungnahmen der Sachverständigen liegen vor dem Sitzungssaal aus und auch sie wurden - bis auf eine, gegen deren Veröffentlichung der Autor Bedenken erhoben hat - ins Internet eingestellt. Der Ablauf der Anhörung ist so geplant, dass den Sachverständigen zu Beginn Gelegenheit für ein Statement gegeben wird.

Grit Hanneforth (Kulturbüro Sachsen): Herzlichen Dank. Das Kulturbüro Sachsen ist seit sechs Jahren Träger der mobilen Beratungsdienste in Sachsen. Ich bin die Geschäftsführerin des Kulturbüros und gleichzeitig Projektleiterin. Ich freue mich, dass ich eingeladen worden bin, um zu den genannten Anträgen bzw. zu der Problematik, wie es nach Auslaufen der Programme Civitas, Entimon und Xenos weiter gehen soll, Stellung zu nehmen. Meine Ausführungen beziehen sich selbstverständlich nur auf das Civitas-Programm, da dies hier zur Disposition steht. Ich werde mich weiter kurz mit dem Punkt „Förderung von Beratungsnetzwerken“ beschäftigen. Wie Sie alle wissen,

meine Damen und Herren, Frau Griese hat es ja auch schon angedeutet, ist Rechtsextremismus mitnichten ein Problem, das nur die Jugend betrifft. Die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung „Vom Rand zur Mitte“ hat das noch einmal eindringlich deutlich gemacht. Es handelt sich um ein Problem, mit dem wir uns in der Gesellschaft dauerhaft beschäftigen müssen.

Ich möchte jetzt kurz die sächsische Sicht beschreiben, die sich nicht so sehr von der der anderen neuen Bundesländer unterscheidet, und Erfolge bzw. Ergebnisse darstellen. Danach werde ich dazu übergehen, zu beschreiben, welche Perspektiven das neue Förderprogramm „Förderung von Beratungsnetzwerken“ beinhaltet.

Aus unserer Perspektive, und da stehen wir natürlich in Sachsen nicht alleine, ist ein wesentliches Ergebnis, dass die Sensibilität in den Gemeinden und Kommunen für das Thema Rechtsextremismus angestiegen ist. Auch aufgrund der Beratungsarbeit bzw. der Fortbildungsangebote, die die Träger im Civitas-Programm, die mobilen Beratungsdienste, die Opferberatungsdienste, die Netzwerkstellen und auch die Projekte, die strukturbildend in lokalen Regionen tätig sind, geleistet haben. Allerdings, und das muss hier vermerkt werden, betrifft das nicht die Mehrzahl der Kommunen. Es gibt viele, die noch immer sagen, sie hätten keine Probleme und Rechtsextremismus würde es vor Ort nicht geben. In Sachsen haben sich Netzwerke gebildet. Unter anderem ist bereits 2001 das Netzwerk „Tolerantes Sachsen“ gegründet worden, in dem alle von mir eben benannten Trägerstrukturen miteinander verbunden sind. Das heißt, es besteht die Möglichkeit, Kompetenzen nicht nur sachsenweit, sondern auch mit den anderen neuen Bundesländern auszutauschen. Es besteht die Möglichkeit, schnell Ansprechpartner vor Ort zu finden, denn im Netzwerk „Tolerantes Sachsen“ sind 100 Initiativen vertreten. Das ist, denke ich, auch ein Ergebnis der Arbeit der letzten sechs Jahre. Die Politik in Sachsen hat eine deutliche Haltung zu dem Problem eingenommen und die Demokratiegefährdenden Potenziale des Rechtsextremismus herausgestellt, ohne den Versuch zu unternehmen, durch Einbeziehung des Linksextremismus das Thema zu relativieren. Und last but not least denke ich, hat die bundesweite Sensibilisierung der Medienlandschaft auch ihren Teil dazu beigetragen.

Das Civitas-Programm ist bis Juni 2007 verlängert worden und läuft dann aus. Das ist eine fatale Situation, weil die Träger, von denen ich hier spreche, ab Juni einfach „im Regen“ stehen werden. Ganz abgesehen davon, dass wir es jetzt schon mit gekündigten Mitarbeitern zu tun haben, was die Stabilität der Träger gefährdet. Die Träger sind Verbindlichkeiten gegenüber ihren Partnern, den Kommunen, eingegangen. Es rührt mittlerweile an die Grenzen der Glaubwürdigkeit, wenn wir im Herbst nicht sagen können, ob ab Juli 2007 die Beratung fortgeführt werden kann. Das ist für uns auch eine Frage der Qualität professionellen Handelns. Das gilt auch für die Netzwerk- und die Opferberatungsstellen sowie für die Projekte, die vor Ort strukturbildend tätig sind.

Welche Möglichkeiten bietet das von der Bundesregierung mit 5 Mio. Euro geförderte Programm „Förderung von Beratungsnetzwerken“? Derzeit gibt es zwei inhaltliche Leitlinien, die ich auf der Basis von Presseberichterstattungen wahrnehme: Der eine Ansatz ist die Weiterführung mobiler Beratungsarbeit und Opferberatung. Der andere Ansatz ist die Implementierung von bundesweiten Kriseninterventions- und Beratungsnetzwerken unter Nutzung der Kernkompetenzen der mobilen

Beratungsdienste und Opferberatungsstellen. Ich denke, das bietet die Chance, sich Gedanken über deren Ausgestaltung zu machen.

Das Netzwerk „Tolerantes Sachsen“ hat versucht, die Ressourcen von mobiler Beratung, Opferberatung, der Netzwerkstellen und der knapp 80 lokal, regional und auch landesweit arbeitenden Initiativen zu bündeln. Das war ein langer Weg, aber wir haben jetzt ein funktionierendes Netzwerk. Ich denke, dass das neue Programm, wenn es denn Beratungskompetenzen bzw. Beratungsnetzwerke unterstützen soll, auf jeden Fall in den anderen neuen Bundesländern Kräfte und Ressourcen investieren sollte, damit sich dort ähnliche Netzwerkstrukturen bilden können. Ich halte es für sehr wichtig, auch die Protagonisten, die vor Ort die alltägliche Arbeit machen, mit in die Förderung einzubeziehen. Die Finanzierung von Netzwerkstrukturen allein wird leider nicht sicherstellen können, dass die Arbeit vor Ort weiter vonstatten gehen kann. Die Ausgestaltung des neuen Programms sollte sich - meiner Ansicht nach - dezidiert auf die vorhandenen Ressourcen stützen und, das möchte ich hier in aller Deutlichkeit sagen, dem Druck der Bundeshaushaltsordnung widerstehen. Die Träger dürfen nicht dazu gezwungen werden, sich neu zu erfinden. Denn danach sieht es leider im Moment aus.

Meine Damen und Herren, ich möchte am Ende meines Statements noch deutlich machen, was es bedeutet, wenn wir, wie es nach dem jetzigen Verfahren aussieht, mitten im Jahr ein neues Förderprogramm starten müssen. Das bedeutet für die Träger, dass wir nicht nur in Jahresscheiben denken müssen, wie wir es immer getan haben, sondern diesmal in Halbjahresscheiben. Die dauerhafte und nachhaltige Aufgabe „Demokratieentwicklung vor Ort“, „Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus“, bleibt auch in den kommenden Jahren eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Es ist daher fatal, dass man dieses Thema jetzt in zwei Halbjahresscheiben teilt, ohne zu wissen, welche Themenzentrierung wir im zweiten Halbjahr haben. Davor möchte ich dringend warnen. Ich danke ganz herzlich.

Prof. Dr. **Wilhelm Heitmeyer** (Universität Bielefeld): Ich glaube, es tut uns allen gut, zunächst noch einmal grundsätzlich über das Phänomen Rechtsextremismus nachzudenken. Denn das, was wir beobachten können, ist, dass wir tief in eine „Bekämpfungslogik“ verstrickt sind. Diese „Bekämpfungslogik“ ist außerordentlich kurzschlüssig, wenn nicht gleichzeitig darüber nachgedacht wird, inwieweit zugleich neue bzw. verbesserte Integrationsstrategien dazu beitragen können, dass sich die Denkrichtung ändert.

Eine „Bekämpfungslogik“ setzt immer am Ende eines Prozesses an. Eine Integrationspolitik, gerade für junge, aber auch für ältere Menschen, setzt am Anfang von Aufwärmungs-, Mobilisierungs- und sonstigen Prozessen an. Das müsste sich auch in den Programmen niederschlagen, sonst bekommen wir erhebliche Probleme. Denn, und das ist ein zweiter grundsätzlicher Punkt, wir stecken weiterhin in einem relativ mechanischen Denken über diese Prozesse. Warum? Es ist ein Irrtum zu glauben, durch ein Programm, auch wenn es effektiv ist, können die Probleme gelöst werden. Häufig genug merkt man, dass man es mit gesellschaftlichen Reproduktionsprozessen zu tun hat. Das heißt, dass auf der

einen Seite der Rechtsextremismus bekämpft wird, auf der anderen Seite aber - durch andere Entscheidungen etc. - die Ursachen für das Aufkommen immer wieder neu entstehen. Diese Art des mechanischen Denkens darf in die Programme gar nicht erst einziehen.

Die Konsequenzen, die daraus zu ziehen sind, müssen sich auch in den Programmen niederschlagen. Punkt eins: Wir haben es gerade beim Rechtsextremismus mit einem wechselseitig lernenden System zu tun. Man kann nicht davon ausgehen, dass etwa Repression schon entsprechende Effekte erzeugt. Repression erzeugt immer auch Innovation auf der Seite der Rechtsextremen. Diese komplexen Effekte müsste das Programm mit einbeziehen.

Punkt zwei: Es ist schon angeführt worden und seit langem bekannt, dass das, was wir menschenfeindliche Einstellungen nennen, bei den älteren Menschen sehr viel verbreiteter ist als bei jüngeren. Wir konzentrieren uns aber auf die Jüngeren, weil sie Gewalt ins Spiel bringen, denn dann wird eine Gesellschaft nervös. Ein dritter Punkt ist, dass wir selbstverständlich in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte im Hinblick auf die so genannten Strukturprojekte verzeichnen konnten, insbesondere gilt das für Civitas. Es muss aber eine Balance zwischen Beratungsarbeit und Projektarbeit gefördert und evaluiert werden. Das bedeutet, dass Kontinuität auf beiden Seiten und nicht nur auf einer Seite erzeugt wird. Punkt vier: Die lokalen Aktionspläne haben wir aus der Sicht der Civitas-Begleitforschung immer empfohlen. Sie sind notwendig, um auch unterschiedliche Projektformate zur Geltung zu bringen, um diese zu bündeln, im Sinne einer Gemeinwesenorientierung. Dazu reicht es nicht, nur die Kontinuität der Strukturprojekte zu sichern. Wenn das zivilgesellschaftliche Engagement ernst genommen wird, müssen diese Akteure viel mehr gestärkt werden als das bis jetzt der Fall ist.

Aus meiner Sicht dürfen die lokalen Aktionspläne im Sinne der Entwicklung zivilgesellschaftlicher Strukturen nicht unter die Verantwortung staatlicher Stellen gestellt werden. Das lässt sich auch aus Sicht der Begleitforschung begründen. Zahlreiche politische und behördliche Verantwortungsträger in Kommunen verweigern sich immer noch einer offensiven Auseinandersetzung mit dem rechtspopulistischen Potenzial in der Bevölkerung und den Rechtsextremen in der eigenen Gemeinde. Wenn wir effizienter werden wollen, muss bei den Anträgen begonnen werden. Das heißt: Im ersten Schritt müssten Aktionspläne unter Federführung einer kompetenten Einrichtung erarbeitet werden. Dafür sollte es kleinere Summen Geldes geben. Das ist „Risikokapital“. Im zweiten Schritt müssten unabhängige Experten von außen die Pläne auf ihre Realisierungschancen und auf realistische Vernetzung und Kooperationsbereitschaft vor Ort beurteilen. Nur nach deren Zustimmung käme eine langfristige Förderung infrage. Lokale Politiker dürften nicht allein entscheiden, denn Zivilgesellschaft funktioniert anderes als Verwaltung.

Insofern ist es ganz wichtig, dass auch an dieser Stelle die Stärkung von zivilgesellschaftlichen Institutionen erfolgt, die dann dort mutig und engagiert die Dinge in bestimmten Regionen anpacken. Ich will einen letzten Satz sagen. Wir müssen uns den gefährlichen Wechselwirkungen stellen und können nicht im mechanischen Denken verstrickt bleiben. Nötig in diesem Zusammenhang ist auch

eine umfassende Integrationspolitik, die auch Teile der Mehrheitsgesellschaft mit einschließt. Vielen Dank.

Prof. Dr. **Doron Kiesel** (Fachhochschule Erfurt): Ich möchte zunächst einmal einen Blick zurückwerfen, dann noch einige pädagogische Anmerkungen formulieren und die soziologischen Einschätzungen des Kollegen Heitmeyer ergänzen. Das bisherige Programm hat im weitesten Sinne in den letzten Jahren dazu beigetragen, vor allem in den neuen Bundesländern, eine Art von Bewusstseinsbildung zu erzeugen. Es gibt gewissermaßen ein gesellschaftlich akzeptiertes Problem, das in gesellschaftlichen Diskursen und Teilgruppen immer wieder formuliert wird. Das Programm konnte durch die Vielfalt der Träger und Veranstalter sowie durch die Breite der pädagogisch didaktischen Angebotsstruktur unterschiedliche Zielgruppen erreichen und sie zumindest in den politischen Diskurs einbinden, der das Selbstverständnis vieler Jugendlicher tangiert. Die Schwäche dieses Ansatzes ist jedoch die zeitliche Befristung zahlreicher Prozesse und Programme. Lernprozesse sind im pädagogischen Bereich geradezu darauf angewiesen, dass eine längerfristige Begleitung, Förderung und Durchführung der Projekte gewährleistet ist. Darüber hinaus kann eine kontinuierliche Beratung nicht stattfinden, solange diese längerfristige Anlage nicht gewährleistet ist. Ich finde in dem neuen Ansatz deutliche Verbesserungen. Zum einen eine klare Strukturierung des Feldes der Problemlagen, zum anderen macht der längerfristige Ansatz im Programm deutlich, dass sowohl die Kritik an dem ersten Programm aufgenommen wurde als auch bewährte Aspekte beibehalten wurden.

Ich möchte gerne exemplarisch einen besonderen Aspekt herausarbeiten. Das ist das Thema Antisemitismus. Die wissensbezogene Vermittlung historischer Konstellationen ist zweifelsohne eine Voraussetzung zur Einordnung von kollektiven Prozessen, deren einer Teil das Individuum selbst ausmacht und deren anderer Teil zugleich als ein Aspekt der eigenen politisch kulturellen Identitätsbildung dient. Neben dieser wissensbezogenen Vermittlung ist jedoch der affektive Zugang von herausragender Bedeutung. Wir machen nicht nur im wissenschaftlichen Kontext die Erfahrung, dass es sehr wohl Antisemitismus mit und ohne Juden gibt. Das heißt, Antisemitismus wird zum Teil transgenerativ weiter getragen. Ich denke, es ist also eine Herausforderung, sowohl an die Träger der Programme als auch an die Pädagogen, Wege und Zugänge zu den jüngeren Teilnehmern zu finden. Die Projekte sollten möglichst individuelle Dispositionen, Lernmuster und Bewältigungsstrategien der Adressaten reflektieren, um deren affektive Intelligenz anzusprechen. Dies ist die Grundvoraussetzung, um sich der Auseinandersetzung zu öffnen und persönliche Zumutungen zuzulassen.

Lassen Sie mich abschließend einige Vorschläge unterbreiten, weil diese - meines Erachtens - in dem neuen Programm zu kurz kommen oder zum Teil gar nicht angesprochen wurden. Ich möchte dringend raten, aufgrund der Entwicklung der letzten Jahre und Monate, Stichwort 11. September und die Folgen, dass auch die Auseinandersetzung mit dem religiösen Fundamentalismus, seinen ideologischen Wurzeln und Erscheinungsformen, in das Programm aufgenommen wird. Ziel sollte sein, politische und ideologische Zusammenhänge transparent zu machen, damit sie hinterfragbar

werden und die Motive für die Bereitschaft, den Verlockungen und der Faszination zerreifester Weltanschauungen zu folgen, aufzuzeigen. Ich denke, das ist ein zentrales Thema.

Ein weiteres Themenfeld ist der Umgang mit dem Nationalsozialismus, der Fremdenfeindlichkeit und dem Antisemitismus in der ehemaligen DDR mit dem Ziel, Kontinuitäten tradierter Geschichtsbilder im politischen System der DDR zu rekonstruieren und ihre Bedeutung für die Gegenwart zu analysieren.

Schließlich und endlich rate ich zu einer Anerkennung der Bedeutung des religiösen und kulturellen Eigensinns im Kontext einer pluralistischen Zuwanderungsgesellschaft. Mit anderen Worten, man muss sich noch einmal im weitesten Sinne damit auseinandersetzen, was es eigentlich bedeutet, wenn fremde Kulturen oder Religionen sich hier etablieren, im Kontext einer multikulturellen oder multiethnischen Gesellschaft.

Ich möchte abschließen mit dem dringenden Rat, die wissenschaftliche Begleitung und Qualitätssicherung der unterschiedlichen Programmsegmente ständig weiterzuführen. Die regelmäßige Qualitätssicherung sollte dazu dienen, die inhaltlichen und didaktisch-methodischen Grundlagen der jeweiligen Projekte differenziert zu evaluieren und wenn notwendig, Veränderungen durchzuführen. Vielen Dank.

Andreas Lorenz (BAG Katholische Jugendsozialarbeit): Es ist sicher wichtig, festzuhalten, dass es weiterhin Handlungsbedarf gibt. Dazu ein kurzer Blick zurück auf unsere Erfahrungen. Die bisherigen Programme waren erfolgreich und haben im Wesentlichen ihre Ziele erreicht. Die Beispiele - bezogen auf Nachhaltigkeitsaspekte - zeigen mir, dass zwei Drittel der Träger die Inhalte und Ziele, die sie in ihren Projekten verfolgten, mit bestimmten Modulen und Bausteinen im Wesentlichen fortsetzen und weiterverfolgen. Von über 90 % der Träger liegen Modelle, Konzepte und Aktionspläne etc. vor. Das heißt, die Programme waren ein Stück innovative Weiterentwicklung der Kinder- und Jugendhilfe und deren Projekte. Die Anregungen der Einrichtungen sind an die Fachpraxis weitergegeben und von ihr auch häufig in die Regelangebote übernommen worden. Das heißt, das Bundesprogramm, das im Prinzip nicht auf Dauer angelegt war, hat seine Anregungs- und Modellfunktionen im Wesentlichen bei Trägern, Einrichtungen und in Strategien erreicht.

Wir stellen aber auch fest, dass die lokalen Infrastrukturen brüchig werden, dass Jugendarbeit, dass Jugendsozialarbeit - insbesondere auf kommunaler und lokaler Ebene - zunehmend in Gefahr gerät, aufgrund fehlender Fördermittel auf Bundesprogramme angewiesen zu sein. Diese Projektmittel können jedoch auf Dauer kein Ausgleich für eine Arbeit sein, die langfristig lokal verortet werden muss. Diesen Widerspruch gilt es - meines Erachtens nach - aufzulösen. Modellhafte Ansätze auf der einen Seite und Regelbedarf auf der anderen Seite müssen miteinander verbunden werden. Wir wissen auch, dass die Lücken, die die eingestellte kommunale Jugendarbeit hinterlässt, von rechtsextremen Gruppen gefüllt werden.

Ein weiterer Aspekt ist die so genannte demografische Förderfalle: Gerade dort, wo es um Jugendpauschalen geht, sind die Jugendlichen, die mobil sind, weg, und die Jugendlichen, die

besonderen Unterstützungs- und Förderbedarf haben, fallen im Prinzip aus den Förderpauschalen raus. Hier muss mit den Ländern und Kommunen gesprochen werden.

Welche Anforderung an ein Folgeprogramm gibt es aus meiner Sicht? Strukturelle Anforderungen sind: Es ist wichtig, die lokale und kommunale Politik zu gewinnen. Die Initiativen und Projekte sind überfordert, wenn Stadt- und Gemeinderäte bzw. Bürgermeister nicht geneigt sind, Initiativen gegen Fremdenfeindlichkeit bzw. Rechtsradikalismus zu unterstützen, vielleicht sogar das Problem herunterspielen oder aus kommunalen Interessen nicht wahrnehmen. Kommunen, freie Initiativen und Träger sind aufeinander angewiesen bei der gemeinsamen Ausgestaltung der Arbeit vor Ort. Es sind integrierte, lokale Strategien notwendig und vielleicht auch Ansätze, die sich mit der rechten Szene intensiver befassen. Auch hier geht es um eine dauerhafte Ausrichtung mit regelmäßiger Evaluation, ob die formulierten Ziele erreicht wurden.

Inhaltlich scheint es mir wichtig, den Aspekt des interkulturellen und interreligiösen Lernens noch stärker in die Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit zu integrieren. Das Wissen über die Religion und über die Glaubensgemeinschaften der Migranten ist nicht überall vorhanden. Jugendsozialarbeit hat nicht nur Zugänge zu den so genannten Neuzuwanderern in den Jugendmigrationsdiensten, sie hat auch Zugänge zu den so genannten Integrationskursen. Wichtig ist die Elternarbeit und die vorschulische Arbeit, z. B. in den Kindergärten. Es erscheint notwendig, eine Kooperation mit demokratischen Migrant*innenorganisationen, -verbänden und den Glaubensgemeinschaften zu etablieren und voranzubringen. Die Bildungsangebote in den diversen Lernorten gilt es zu gestalten, auch an den informellen Lernorten der Jugendlichen. Die Integration der Ansätze bei Freizeit- und Qualifizierungsangeboten ist wichtig, um rechtsextrem gefährdeten Jugendlichen frühzeitig attraktive Angebote machen zu können. Das geht allerdings nur, wenn die Regelangebote der Jugendarbeit und der Jugendsozialarbeit vor Ort nicht aus finanziellen Gründen wegbrechen. Deswegen brauchen wir das Engagement der Länder und der Kommunen. Dankeschön.

Dr. **Christian Lüders** (DJI): Meine Damen und Herren, herzlichen Dank für die Einladung. Das Deutsche Jugendinstitut (DJI) hat in den letzten vier Jahren das Programm Entimon wissenschaftlich begleitet. Aus dieser Perspektive erlauben Sie mir fünf Anmerkungen.

Erstens: Aus der Sicht des DJI kann kein Zweifel daran bestehen, dass eine Fortsetzung des Engagements des Bundes bzw. des BMFSFJ in Form eines neuen Programms zur Förderung von Demokratie, Toleranz und zivilgesellschaftlichem Engagement auf der einen Seite und zur Bekämpfung von Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Antisemitismus unter Jugendlichen auf der anderen Seite sinnvoll und auch weiterhin notwendig ist. Zweitens: Notwendig deshalb, weil es nicht nur um die bekannte Entwicklung zu mehr Straftaten mit einer nicht hinnehmbaren Zahl an Opfern rechtsextremer Gewalt und ähnliches in der rechtsextremistischen, fremdenfeindlichen und antisemitischen Szene geht, sondern weil es in der Zwischenzeit eine neue Form, eine Veralltäglichsung rechtsextremer Jugendkultur gibt, die öffentliche Räume besetzt. Wir können in ländlichen Räumen und in Kleinstädten beobachten, dass rechte Symbole, rechte Dresscodes und rechte Musik chic werden. Es geht nicht mehr nur um Gewalt, sondern es geht um

ein „Selbstverständlichwerden“. Diese Entwicklungen erfordern nicht nur das glaubwürdige Engagement des Bundes, sondern eben auch die Weiterentwicklung der Programmstrukturen.

Drittens: Wenn man ein Programm wie Entimon bewerten möchte, ist es wichtig, sich klar zu machen, was das für ein Programm war. Zwei Bemerkungen vorweg: Es handelt sich um ein Modellprogramm des Bundes nach § 83 SGB VIII. Das heißt, der Schwerpunkt bei diesem Programm lag auf der Entwicklung und Erprobung neuer Strategien und Ansätze im Feld. Mehr noch als das Programm Civitas war Entimon geprägt durch unterschiedliche Ansätze im Bereich der pädagogischen Prävention. In den Projekten wurden vor dem Hintergrund der lokalen Herausforderungen neue Strategien entwickelt bzw. Entwicklungsarbeit in konzeptioneller, praktischer und methodischer Hinsicht geleistet. Es wurden neue Konzepte aus anderen Handlungsfeldern wie der Sozialarbeit oder der Jugendarbeit übernommen, angepasst und weiterentwickelt. Es gibt vielfältige Belege dafür, dass Entimon – wie im Übrigen auch Civitas – einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung der Fachpraxis in der Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus einerseits und der Unterstützung demokratischer, zivilgesellschaftlicher Strukturen im Jugendalter andererseits geleistet hat.

Vereinfacht formuliert kann man sagen: Das praktische Handwerkszeug in diesem Feld ist erweitert, verfeinert und verbessert worden. Das war dringend notwendig, denn wir hatten in vielen Fällen erhebliche Defizite. Wir wissen heute mehr über die Bedingungen und Voraussetzungen, wann ein Ansatz gelingt und wann er scheitert, oder welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit wir eine Chance haben, mit unseren Konzepten erfolgreich zu sein. Das gilt für Beratungsansätze, Begegnungskonzepte mit den unterschiedlichen Zielgruppen, für die unterschiedlichen Institutionen, die interkulturelle Öffnung, die gewaltpräventiven Ansätze und ähnliches. Ich habe ein Beispiel in meinem Text, das ich hier nicht noch einmal ausführlich zitieren will, in dem es um die Beratung von Eltern geht, deren Kinder die Tendenz haben, in die rechtsextreme Szene abzugleiten oder schon drin sind. Was kann man tun? Wie kann man die Eltern unterstützen? Was sind die Voraussetzungen dafür? An welchen Stellen kann man ansetzen? Und wann stoßen auch bei diesen Zielgruppen Beratungsansätze an ihre Grenzen? Die Erfahrung zeigt, dass die Reichweite der Projekte umso größer war, je besser sie in abgestimmte, zielorientierte Netzwerke eingebunden waren. Insulare Projekte und Angebote haben wenig geholfen. Waren sie jedoch eingebettet und abgestimmt, zeigten sich Erfolge.

Wir wissen, und das ist auch für die aktuelle Diskussion wichtig, dass die Ursachen von Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus vielfältig und komplex sind. Kein jugendpolitisches Programm und keine außerschulischen Angebote dieser Welt können diese Probleme allein lösen. Einzelne Projekte und Strategien können nur in ihrem spezifischen Feld ihre Beiträge leisten. Nur darin können sie sachgerecht beurteilt werden und es nervt mich, erlauben Sie mir diese persönliche Bemerkung, wenn inzwischen die Projekte aus Entimon und Civitas an der Zahl der rechtsextremistischen Straftaten gemessen werden. Das kommt mir so vor, als ob irgendjemand auf die Idee käme, mit einer Diät das Gesundheitssystem zu sanieren. Das funktioniert nicht. Trotzdem leisten diese Projekte einen wichtigen Beitrag. Die Ergebnisse machen deutlich, dass es in

zentralen Punkten Weiterentwicklungsbedarf gibt. Nach wie vor werden lediglich zu viele gute Absichten geäußert. Wir müssen Standards dafür definieren, welche Voraussetzungen, welche Qualifikationen - auch auf Seiten des Fachpersonals -, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, um erfolgreich sein zu können.

Viertens: Das neue Programm ist, so wie es bis jetzt angelegt ist, der Versuch, aus den bisherigen Erfahrungen zu lernen. Aus meiner Sicht setzt es an den richtigen Stellen an. Es lehrt, dass vor allen Dingen integrierte Strategien sinnvoll sind. Deswegen die starke Betonung der lokalen Aktionspläne. Nicht einzelne Projekte oder einzelne Maßnahmen, sondern die Einbettung in die lokalen Strukturen, die Abstimmung und die Vernetzung mit anderen vor Ort engagierten und einflussreichen Akteuren versprechen den Erfolg.

Alle vorliegenden Ergebnisse und Rückmeldungen aus den Projektstandorten und Erfahrungen aus anderen Programmen bestätigen, dass das der richtige Weg ist: Abstimmung mit den kommunalen Akteuren in den Gebietskörperschaften bei der Entwicklung und Antragstellung des lokalen Aktionsplanes und die Zuweisung einer zentralen Verantwortung. Es ist richtig, dass es einige Kommunen gibt, die von sich behaupten, es gäbe kein Problem. Der Schluss aus solchen Äußerungen ist, dass dann auch ein einzelnes Entimon-Projekt nichts dagegen unternehmen kann.

Eine letzte Bemerkung zu den zusätzlich bereitgestellten 5 Mio. Euro und dem sogenannten Beratungsnetzwerk. Ich begrüße jeden Euro, der in diese Arbeit fließt, bitte aber darum, darauf zu achten, dass nicht zum bisherigen Programm und zum geplanten Programm neue Parallelstrukturen entstehen. Das wäre fatal.

Dr. **Martina Panke** (DGB-Jugendbildungsstätte): Vielen Dank für die Einladung. Guten Tag, meine Damen und Herren. Ich komme aus dem Flecken Zechlin. Das liegt an der nördlichen Grenze Brandenburgs, fast in Mecklenburg-Vorpommern. Wir sind eine Einrichtung, die sich mit außerschulischer Bildung für Jugendliche befasst. Wir befinden uns in einer Brennpunktregion. Die Region ist ländlich geprägt und von Abwanderung gekennzeichnet, was als Rahmenbedingung für die Arbeit vieler ländlicher Projekte berücksichtigt werden muss. Wir haben Erfahrung mit allen drei Programmen und ziehen insgesamt eine sehr positive Bilanz in unserer Arbeit. Wir haben sehr viel mehr Jugendliche erreichen können als uns das vorher möglich war. Wir haben in unseren Methoden, Möglichkeiten und bei den Vernetzungsstrukturen enorm dazugelernt. Es ist Neues gemacht worden und wir haben - auch in den Kommunen - Dinge bewegt.

Gleichzeitig ist die bundesweite Jugendarbeit durch eine Mangelsituation gekennzeichnet. Wenn man sich die Entwicklung der Landesjugendpläne ansieht, verzeichnet man nicht unerhebliche Rückgänge. Besonders deutlich wird das für Ostdeutschland. So sind z. B. beim Brandenburger Landesjugendplan - der als Beispiel für Ostdeutschland stehen kann - in den letzten sechs Jahren ein Drittel der Mittel für die Jugendarbeit verloren gegangen. Das heißt, wenn wir mit dem Programm neue Jugendliche „reingeholt“ haben, mussten wir andere ziehen lassen. Das ist insbesondere auf dem Land deutlich

spürbar, weil der Rückzug aus der Fläche dort am drastischsten wirkt und eine Leere hinterlässt, die, das wurde bereits angesprochen, von anderen gefüllt wird.

Da wir schon vorher mit den Kommunen zusammengearbeitet haben, begrüßen wir sehr dass, das neue Programm die kommunalen Aktionspläne als Schwerpunkt hat. Dass die Thematisierung von Rechtsextremismus als kommunales Problem oftmals mit Schwierigkeiten verbunden ist, konnten die Projekte in den vergangenen Jahren häufig erfahren. Wir kennen das auch von Kommunen, die vom Tourismus leben. Trotz dieser Schwierigkeiten sind aus meinen Erfahrungen viele Kommunen in den letzten Jahren offener geworden. Wir haben dort, wo Jugendarbeit noch funktioniert, wo Projekte gut funktionieren, sehr gute Erfahrungen gemacht. Die Übergabe der Strukturmacht an die Kommunen stellt daher leider einen Rückschritt dar. Die kooperative Zusammenarbeit von freien Trägern, Jugendarbeit und Kommunen ist eine zivilgesellschaftliche Errungenschaft, die wir gerade in den ostdeutschen Ländern pflegen sollten. Wenn die Kommunen das jetzt allein in ihre Hand nehmen, verlieren wir, ich sage das ein bisschen plakativ, Errungenschaften, die mühsam aufgebaut worden sind.

Ein weiterer Punkt, der mir sehr am Herzen liegt und der in den sieben Minuten unbedingt gesagt werden soll: Die 2. Säule in diesem Programm trug - meines Erachtens - den Namen „Jugend, Bildung, Arbeit“. Diese Überschrift ist weg. Es heißt jetzt: „Jugend, Bildung, Beratung“. Diese Einschränkung bedauere ich sehr, weil ich denke, dass im Interventionsfeld „Arbeitswelt“ im Rahmen des Xenos-Programms außerordentlich vielseitige und tragfähige Erfahrungen gemacht worden sind. Nun verschwinden erst einmal alle Modelle in der Evaluationskiste und wir alle müssen schauen, wie wir unter diesen Bedingungen weiterarbeiten. Jugendliche im Übergang von der Schule in den Beruf, insbesondere in den ostdeutschen Ländern, sind eine extrem belastete Gruppe. Sie finden ganz schwer einen Ausbildungsplatz. Sie kommen in Betriebe, die einem harten Konkurrenzkampf ausgesetzt sind und sollen gleichzeitig noch soziale, kognitive und sonstige Kompetenzen ausbilden. Das ist für Auszubildende eine sehr harte Sache.

Viele Jugendliche bringen die Voraussetzungen nicht mit, um diesen Lernanforderungen gewachsen zu sein - und haben sie in der Schule auch nicht gelernt. Wir haben im Xenos-Programm, aber auch im Rahmen von Entimon außerordentlich fruchtbare Versuche gemacht, Jugendliche zu erreichen. Mit dem Projekt „Jugendnetzwerk“ an Brandenburger Berufsschulen, mit Projekten wie „Arbeit und Begegnung“, „Heimat“ usw. haben wir tausende von Jugendlichen mit Kurzzeitangeboten, aber auch mit sehr intensiven ausbildungsbegleitenden Maßnahmen erreicht. Ich lese den Absatz aus meiner Stellungnahme noch mal vor, weil er mir so am Herzen liegt und weil ich denke, dass die Problematik hier zusammengefasst ist: „Es ist sehr bedauerlich, dass das Interventionsfeld ‚Arbeitswelt‘ sowie die Zielgruppen Arbeitnehmer/Auszubildende/Berufsschüler im geplanten Förderprogramm kaum noch vertreten sind. Weder ist zu erwarten, dass dies im Rahmen ‚lokaler Aktionspläne‘ zu erreichen ist, noch sind diese Zielgruppen durch den Schwerpunkt der Säule 2 ‚rechtsextrem gefährdete Jugendliche‘ oder ‚männliche Jugendliche aus bildungsfernen Milieus mit Affinität zu Fremdenfeindlichkeit‘ in angemessener Weise erfasst.“

Ich denke, in der Hervorhebung der Qualifizierungs- und Freizeitangebote für rechtsextrem gefährdete Jugendliche liegt die Gefahr einer Fehlorientierung. Wir müssen die Gruppen stärken, damit die Jugendlichen in der Lage sind, sich als Gruppe gegen Rechtsextreme in ihren Reihen zu verteidigen. Dieser Zugang fehlt mir in diesem Programm. Zugleich ist die thematische und methodische Fokussierung der Säule 2 auf historische Bildung, Beratung und interkulturelle/interreligiöse Bildung zu eng, um spezielle, auf die Zielgruppe und die institutionellen Bedingungen des Ausbildungssystems ausgerichteten Bildungskonzepte zu ermöglichen.

Wir sollten nicht vergessen, dass das Feld „Arbeit und Ausbildung“ auch ein wichtiges Feld ist, um Jugendliche aus Migrantenfamilien zu integrieren. In diesem Feld wird sehr viel verschenkt, wenn wir uns auf den interreligiösen Dialog beschränken, was nicht heißt, das wir ihn nicht führen sollten. Ich danke Ihnen.

Christian Petry (Freudenbergstiftung): Ein Wort zur Freudenbergstiftung: Sie ist Miteigentümerin eines großen Familienunternehmens, eines Industriebetriebs. Die Freudenbergstiftung versteht sich als operative Stiftung, die eigene Projekte entwirft, umsetzt, weiterentwickelt und verbreitet. Sie ist aber auch offen für extern entwickelte Initiativen. Die Schwerpunktbereiche, auf die sich die aktive Stiftungspolitik konzentriert, um einen möglichst effektiven und langfristigen Mitteleinsatz sicherzustellen, sind: Integration und Migration, Jugendliche zwischen Schule und Beruf, demokratische Kultur, Entwicklung lokaler Modelle usw.. Die Stiftung hat zum Beispiel zusammen mit der ARD und dem WDR die Civis Medienstiftung ins Leben gerufen und zusammen mit der Amadeus-Antonio-Stiftung das Zentrum für demokratische Kultur. Sie hat in 46 Städten regionale Arbeitsstellen für Integration, Bildung und Demokratie gegründet. Soviel zum Hintergrund.

Das neue Bundesprogramm gibt aus meiner Sicht eine richtige Antwort. Es geht vor allem von der zutreffenden Annahme aus, dass demokratische Kultur zuallererst auf lokaler Ebene gestaltet und verteidigt werden muss und dass dort große und keineswegs immer ausgeschöpfte Handlungspotenziale zu finden sind. Insofern halte ich den Ansatz, einen Anreiz für lokale Aktionspläne zu schaffen, für gut. Die Förderung und Entwicklung einer demokratischen Kultur, ist eine hochkomplexe Aufgabe, die die Beteiligung der Verantwortlichen aller Lebensbereiche erfordert. Sie zwingt dazu, mehr in Kategorien von Verantwortung zu denken als in Zuständigkeiten und Besitzständen. Das ist umso schwerer, je weiter man sich von der lokalen Ebene entfernt. Aber es ist nicht unmöglich. Die Grundannahme des Bundesprogramms, dass sich Fähigkeiten und Bereitschaft fördern lassen, halte ich für berechtigt.

Die Frage ist nun allerdings, ob das Bundesprogramm, wie es bisher geplant ist, das Optimum anbietet. Das scheint mir nicht der Fall zu sein. Ich möchte meine Anmerkungen durch drei Fragen gliedern. Erste Frage: Wie kann man eigentlich Schule und Bildung stärker mit einbeziehen? Das Bundesprogramm integriert, polemisch gesagt, in erster Linie die oberen Jugendbehörden. Die Förderung schulischer Entwicklung wird ausdrücklich ausgeschlossen. In den Fokus kommen 15-Jährige erst dann, wenn sie sich um 13:00 Uhr auf geheimnisvolle Weise von Schülern in Jugendliche verwandelt haben. Dabei wissen wir, dass die Qualität des Schullebens und das Schulklima

erhebliche Auswirkungen auf die Ausprägung einer demokratischen Haltung haben. Empirische Untersuchungen zeigen, dass Jugendliche, die in der Schule wenig Gewalt erlebt haben und im Großen und Ganzen das Gefühl vermittelt bekommen, dass es gerecht zugeht, Gewalt und die Ideologie der Ungleichwertigkeit von Menschen ablehnen, also nicht rechtsextremistisch reagieren. Umgekehrt hat Sturzbecher für Brandenburg zeigen können, dass das Gefühl, in der Schule Ungerechtigkeit und Gleichgültigkeit erfahren zu haben, die extremistischen Äußerungen steigen lässt.

Klar ist, dass der Bund für die Schulen nicht zuständig ist. Die Bund-Länder-Kommission wird aufgelöst und das BLK-Programm „Demokratie, Lernen und Leben“, das zur Hoffnung Anlass gegeben hat, wird keinen Nachfolger haben. Die 150 beteiligten Schulen konnten zeigen, wie man praktisch Demokratie und Kompetenz fördert. Stichworte dafür sind: Klassenrat, Servicelearning, Streitschlichter, Debating und vieles andere mehr, was auch in der außerschulischen Jugendarbeit zu finden ist. Man muss leider hinzufügen, dass Demokratie- und Sozialkompetenz keine bildungspolitische Priorität genießen, obwohl man diese Ziele in den meisten Richtlinien der Länder findet. In dem viel gerühmten jährlichen Bildungsbericht kommen die Ziele Sozialkompetenz, Demokratiekompetenz nicht vor. Die OECD plant - mit großer politischer Zustimmung aller Länder - eine Untersuchung, mit der der Beitrag der Schule zum Entstehen von sozialem Engagement, intra- und interpersonellen Kompetenzen, also Sozialkompetenz, erhoben werden soll. Deutschland wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht an dem Test teilnehmen. Damit werden die Vorurteile bestätigt: Pisa hat etwas mit Mathematikkompetenz zu tun, aber nicht mit Demokratiekompetenz, im Gegensatz zu den anderen Ländern.

Was kann man also tun? Die Kultusministerien müssen zur Zusammenarbeit bewegt werden, denn es ist nicht unmöglich, mit ihnen zu sprechen. Diejenigen Schulträger müssen gezielt unterstützt werden, die ihre Rolle aktiv verstehen. Kommunen haben zum Beispiel viele Handlungsmöglichkeiten. Ein Benchmarking zwischen Städten würde ermutigende Beispiele zutage bringen. Im Namen neuer Steuerung ist es dann z. B. durchaus möglich, an einer Schule Mittel für ein, zwei, drei Sozialpädagogen zur Verfügung zu stellen, wenn das Kollegium zu einer Öffnung der Schule, zu einer demokratischen Gestaltung des Schullebens, zur Verbindung mit der Jugendarbeit und aktiver Elternarbeit bereit ist. Das geschieht bereits, ohne dass davon viel Aufhebens gemacht wird. Für notwendig halte ich, dass Schulträger und Schulen in Zusammenarbeit mit den Kultusministerien Anregungen und Hilfen für ihre Kooperationsentwicklungen bereitstellen. Dazu gehört auch die Nutzung und Unterstützung der wenigen Instrumente, die dem Bund dafür zur Verfügung stehen, zum Beispiel die Bundeszentrale für politische Bildung. Auch eine Zusammenarbeit mit Stiftungen, die im Bereich Bildung aktiv sind, halte ich für möglich. Ich halte das für einen zentralen Punkt, dass die Schule mit einbezogen wird. Es ist nicht nur eine dezentrale staatliche Einrichtung, sondern manchmal auch die einzige Einrichtung, die in einem Umkreis von 40 km noch existiert.

Die zweite Frage: Wie kann man die Zivilgesellschaft und die Wirtschaft als Partner bei der Gestaltung der lokalen Aktionspläne stärken? Im neuen Bundesprogramm scheint mir die Rolle sehr schwach zu sein. Es ist letztlich die örtliche Verwaltung, die das Sagen hat, und innerhalb der Verwaltung der Bereich, der für Jugend zuständig ist. Die Zivilgesellschaft wird nicht einbezogen, was schade ist. Das

auslaufende Programm Civitas billigt den zivilgesellschaftlichen Initiativen eine deutlich stärkere Rolle zu.

Meine dritte Frage kann ich nur noch stellen. Was macht man in Orten, in denen weder Verwaltung noch Zivilgesellschaft den politischen Willen zur Ausarbeitung eines lokalen Aktionsplanes aufbringen? Die Antwort in einem Satz: Man sollte Stiftungen mit einbeziehen.

Prof. Dr. **Roland Roth** (Hochschule Magdeburg-Stendal): Ich diskutiere dieses Thema aus zwei Perspektiven. Erstens: Ich war sachverständiges Mitglied in der Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“. Mir sind die Programme der letzten fünf Jahre genau in dieser Dimension sehr wichtig gewesen, weil es ein Großexperiment in Sachen Förderung des bürgerschaftlichen Engagements war und ich befürchte, dass das neue Programm davon Abschied nimmt. Zweitens: Ich bin seit 1993 in Magdeburg tätig und in diesem Zusammenhang sehr intensiv, zwangsweise sehr intensiv, mit Programmen gegen Rechts, mit Maßnahmen, Diskussionen, lokalen und anderen Plänen beschäftigt.

Lassen Sie mich zunächst die Irritation zum Ausdruck bringen, dass hier als Grundlage für diese Anhörung drei Oppositionsanträge zur Vorlage gekommen sind, aber das eigentlich schon in der Umsetzung befindliche Programm nicht. Das ist ein bisschen ungewöhnlich, insofern diskutieren wir hier etwas phantomhaft. Lassen Sie mich als Zweites zum Ausdruck bringen, dass alle, die in diesem Feld unterwegs sind, sehr glücklich darüber sind, dass es gelungen ist, diese 19 plus 5 Mio. Euro zunächst zu sichern. Diese Kontinuität ist außerordentlich wichtig.

Mein Eindruck ist, dass sich im Kern alle Kolleginnen und Kollegen, die sich hier geäußert haben, einig sind, dass es wichtig ist, die Kommunen stärker an der Arbeit zu beteiligen. Es hat sich gezeigt, dass es dort besonders gut läuft, wo Kommunen bzw. deren Vertreter in den Netzwerken mitarbeiten. Ich denke aber, dass es an einem Punkt eine zentrale Differenz gibt, und vielleicht besteht die Chance, noch nachzubessern. Der Umkehrschluss, dass jetzt die Kommunen den „Hut aufhaben“ sollen, ist nicht gerechtfertigt. Wir haben genügend Erfahrung, dass dies auch dazu führen kann, dass das Thema sich nicht mehr bewegt. Wenn Kommunen lokale Aktionspläne machen, dann führt das nicht selten dazu, dass ein guter Plan existiert, wir kennen das von Jugendhilfeplänen und vielen anderen Plänen im kommunalen Bereich, aber es oft an der Umsetzung mangelt, wenn nicht eine aktive Zivilgesellschaft dafür sorgt, dass diese Umsetzung stattfindet.

Also der Umkehrschluss, wenn die Kommunen den Hut aufhaben, läuft es gut, ist nicht unbedingt gerechtfertigt. Ich erinnere nur an die Aktionsprogramme gegen Aggression und Gewalt (AgAG), in die die Kommunen sehr viel stärker eingebunden waren als die Jugendhilfeträger. Die Effekte waren nicht immer günstig, um es mal vorsichtig auszudrücken. Wir haben evaluiert, was von den Programmen übrig geblieben ist, und zum Teil betrachtet das die rechtsextreme Szene als ihre beste Zeit. Sie hat nämlich durch staatliche Mittel Einrichtungen gefördert bekommen und einen direkten Zugang zu Jugendlichen gehabt. Das kann natürlich auch bei den neuen Programmen passieren, sollte aber

auch nur ein Beispiel dafür sein, dass die Programmträgerschaft der Kommunen nicht unproblematisch ist.

Dirk Borstel vom Zentrum Demokratische Kultur hat kürzlich berichtet, dass er an etwa 100 lokalen Aktionsplänen teilgenommen habe. Die Erfahrung ist, je schwächer ein Ort belastet ist, desto größer ist die Bereitschaft, an einem Aktionsplan teilzunehmen. Je mehr der Ort belastet ist, desto geringer ist die Bereitschaft. Diese Grundregel wird durch einige wenige Ausnahmen bestätigt. Das heißt, mit der kommunalen Führerschaft droht also in diesem Zusammenhang eine grobe Fehlsteuerung. Die am meisten belasteten Bereiche werden nicht erreicht.

Ich denke, dass die neuen Säulen des Programms insgesamt ganz gute Chancen bieten. Das auch darum, weil z. B. im Bereich der Säule 3 mehr Kommunikation, Forschung und Evaluation versprochen wird. Trotzdem gibt es auch einige grobe Mängel. Das gilt vor allem für die Abschaffung bzw. Relativierung des Programmschwerpunktes „Ostdeutschland“. Wir wissen genau, dass die Situation in den neuen Bundesländern, zumindest in einigen Regionen, immer noch so ist, dass zivilgesellschaftliche Strukturen schwach ausgebildet sind. Das ist nichts Besonderes für Transformationsgesellschaften. Was jedoch Not tut, ist eine regionale Schwerpunktbildung in den Programmen. Wir wissen, dass in einigen Ostländern bestimmte Regionen stärker von rechtsextremistischer Agitation betroffen sind als andere. Da helfen lokale Aktionspläne wenig. Um Wirkung zu erzielen, wären regionale Strategien erforderlich. Diese vermisste ich bitter in diesem Zusammenhang. Darauf hat auch Kollege Heitmeyer schon hingewiesen. In diese Strategien müssten Fragen einbezogen werden wie: Wie verändert sich die rechtsextreme Szene? Wie weit drängt sie genau in diese schrumpfenden und entleerten Räume hinein?

Ich möchte ein weiteres wichtiges Problem ansprechen. Mit den 5 Mio. Euro, die für die zentralen Strukturprojekte in Aussicht gestellt werden, die auch von allen Beteiligten für hilfreich und wichtig angesehen werden, ist noch nicht geklärt, wer hierfür die Trägerschaft übernehmen soll. Ich kann Herrn Petry, obwohl ich keiner Stiftung angehöre, in seiner Kritik nur zustimmen. Es wäre hilfreich, wenn die Trägerstruktur nicht kommunal, sondern zivilgesellschaftlich bzw. stiftungsorientiert wäre. Unabhängigkeit von den jeweiligen politischen Mehrheitsverhältnissen in diesem Feld ist notwendig und hilfreich für die praktische Arbeit vor Ort. Letztlich auch für die Kontinuität dieser Arbeit. Die Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus sollte kein parteipolitischer Kampf sein.

Leider ist es so, dass in dem Bereich der Strukturprojekte etliche von Schließung und Abschaffung bedroht sind. Ich denke nur an die Projekte „Schule ohne Rassismus“, „Exit“, die Projektarbeit, die die Anne-Frank-Stiftung macht. Auch Dauerprojekte wie die NDC-Programme haben sich bewährt und bieten gerade dann gute Formate an, wenn es in bestimmten Regionen prekär wird. Diese Projektformate zu erhalten, wäre ausgesprochen wichtig. Ob das durch den neuen „5-Mio.-Topf“ geschehen wird, wird man sehen.

Letzter Punkt: Modellprogramme sollten dazu dienen, in eine Regelförderung überzuleiten. Kollege Petry hat darauf hingewiesen, dass vor allem im schulischen Bereich, aber auch im ganzen Lebenslauf, Ansatzpunkte gegeben werden sollten, um aus diesen Modellen zu lernen. Vielen Dank.

Mike Ruckh (Stadt Sebnitz): Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich bin seit 1993 Oberbürgermeister der Großen Kreisstadt Sebnitz, einer Stadt im ländlichen Raum mit 9.000 Einwohnern in der Sächsischen Schweiz. Diese Stadt macht wie viele andere in Ostdeutschland derzeit einen Strukturwandel durch und versucht, diesen einigermaßen erfolgreich zu gestalten. Auf der einen Seite hat man Erfolge beim Aufbau der Infrastruktur und Verbesserung der Lebensverhältnisse, aber auf der anderen Seite ist der Weg zu einer sich tragenden Gesellschaft und Gemeinde noch relativ lang. Wir bemerken, dass die Gesellschaft in der Stadt und der Region derzeit in drei Lager auseinanderdriftet. Auf der einen Seite die Gruppe der Rentner, die meist noch über eine ausreichende Rente verfügt und denen es wirtschaftlich gut geht; zweitens diejenigen, die Arbeit und Erfolg haben und drittens Menschen, die eigentlich seit der Wende außer ABM und 1-Euro-Jobs noch nie so „richtig“ Arbeit hatten bzw. diejenigen Jungen, die noch keinen Ausbildungsplatz bekommen haben und noch nie in einem Arbeitsverhältnis standen. Diese dritte Gruppe birgt sozialen Sprengstoff, weil sie keine guten Perspektiven hat und sich langsam in ihrem Status einrichtet.

Als Schuldige an ihrer Misere identifizieren sie die herrschende politische Klasse, die raffgierigen Westunternehmen und Konzerne, die Globalisierung, die Heuschrecken sowie Ausländer und Asylbewerber – letztere als vermeintlich schwächstes Glied. Bemerkenswert ist, dass wir in Sebnitz einen Ausländeranteil von gerade mal 1% haben. Bei Jugendlichen und jungen Heranwachsenden äußert sich die Unzufriedenheit auch in einem Nichtakzeptieren des politischen Systems, in Ausländerfeindlichkeit, dem Ablehnen fremder Kulturen und einer zunehmend niedrigeren Hemmschwelle zur Gewalt.

Dieses Potenzial hat die NPD im Landkreis Sächsische Schweiz erkannt und es ist ihr gelungen, aus der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft Personen zu rekrutieren, die ihr erfolgreich helfen, die NPD in unserem Landkreis aus der Schmuddelecke herauszumanövrieren und ihr einen seriösen Anstrich zu verpassen. Das äußert sich in den bekannten Wahlergebnissen und das trifft auch auf meine Stadt zu. Seit die NPD im Stadtrat sitzt, sind in Sebnitz Gewaltdelikte bzw. rechte Straftaten stark zurückgegangen. Das trifft sicher nicht auf alle Gemeinden im Landkreis zu. Aufgrund der Tatsache, dass ein Landtagsabgeordneter der NPD in unserer Stadt seinen Wohnsitz hat, ist das sicher eine Sondersituation. Ich habe das Gefühl, dass man besonders auf „Reinhaltung“ des eigenen Territoriums achtet. Allmählich bemerke ich, dass die kritische Distanz zu dieser Partei langsam bröckelt, auch seitens der Bevölkerung aus den genannten Gruppen eins und zwei, und zwar immer dann, wenn man mit der kommunalen Situation unzufrieden ist. Dann droht auch schon einmal ein Elternrat eines Gymnasiums, an alle Stadträte einen Brief zu schreiben, das heißt auch an die Vertreter der NPD, wenn man seinen Forderungen nicht nachkommt.

Was machen wir auf kommunaler Ebene? Seit Jahren führen wir ein eigenes Programm mit Vertretern der Kirchen, der Jugendhäuser und der Schulen durch. Wir bemühen uns um Ausstellungen,

thematische Aufführungen, wir holen Zeitzeugen nach Sebnitz, finanzieren an der Mittelschule und dem Gymnasium Fahrten nach Berlin zur Holocaustgedenkstätte bzw. ins ehemalige Konzentrationslager Theresienstadt.

In Sebnitz wird nicht weggeschaut und es wird auch nichts verharmlost. Unterstützung erfahren wir vor allen Dingen von der Aktion „Zivilcourage“ in Pirna, welche - meines Wissens - über Civitas gefördert wird sowie vom Kulturbüro Sachsen.

Ich finde es wichtig, wenn an einer Stelle im Landkreis die fachlichen Kompetenzen gebündelt werden und man eine räumlich gut erreichbare Stelle hat, an die man sich wenden kann, wenn Probleme mit Rechtsextremismus, Ausländerfeindlichkeit und Gewalt auftauchen. Im ländlichen Raum können die kleinen Kommunen das alleine nicht leisten. Als kleine Kommune bezeichne und definiere ich Kommunen, die weniger als 20.000 Einwohner haben.

Ich glaube, in diesen Gemeinden kann man die Strukturen im Jugendarbeitsbereich nicht so aufbauen, wie sie eigentlich sein müssten. Deshalb halte ich eine Fortführung dieser Initiativen für wichtig und sachgerecht und zwar immer dort, wo sie sich auch bewährt haben. Als Beispiel habe ich meinem Statement einen Artikel aus der Sächsischen Zeitung vom 17.11.2006 beigelegt, der feststellt, dass die Gewalt- und Propagandadelikte im Vergleichszeitraum zu 2005 im Landkreis Sächsische Schweiz deutlich zurück gegangen sind. Im Gewaltbereich von 24 auf gerade noch 9 Delikte.

Verstehen Sie mich nicht falsch, auch die 9 Gewaltdelikte sind immer noch 9 zuviel. Für unseren Landkreis kann ich auf jeden Fall sagen: Wenn die Programme stärker auf die Kommunen heruntergebrochen werden sollen, dann sollten die kleinste Einheit Städte mit mindestens 20.000 Einwohnern bzw. Landkreise sein. Dennoch wünsche ich mir auch für die gemeindliche Ebene finanzielle Unterstützung zur Finanzierung eigener Projekte, wie ich sie schon vorgestellt habe. Nur mit gutem Willen ist es nicht getan. Die Projekte müssten jedoch antrags- und verwaltungstechnisch schnell und unbürokratisch handhabbar sein. Die Landkreise sollten einen gewissen Sockelbetrag bekommen und durch die Länder, in Sachsen ist das möglich, kofinanziert werden. Ein Ausschuss bestehend aus Vertretern aus Politik, Gesellschaft, Kirchen usw. sollte die Mittel verwalten und gezielt auf Projekte und Schwerpunkte verteilen. So wünscht sich das jedenfalls ein Bürgermeister.

Zum Schluss meiner Ausführungen noch etwas zur Zielgruppe. Bisher setzen wir eigentlich erst ab den weiterführenden Schulen im Kampf gegen Rechtsextremismus und Gewalt so richtig an. Das ist meiner Meinung nach zu spät. Ich denke, wir müssen bereits in den Kindergärten und Grundschulen beginnen, ohne Mittelschulen und Gymnasien zu vernachlässigen. Wir haben Schwierigkeiten, junge Heranwachsende und Auszubildende zu erreichen. Diese sind an unseren Aktivitäten oftmals überhaupt nicht interessiert und machen ihr „eigenes Ding“. Hier muss ein Ansatz gefunden werden, um überhaupt in einen Dialog zu kommen. Die Jugendhäuser reichen nicht aus, denn nach unseren Erfahrungen besuchen gerade einmal 10 % aller Jugendlichen überhaupt ein Jugendhaus. Wenn also die Jugendlichen nicht zu uns kommen, müssen wir zu ihnen gehen und so verstehe ich auch mobile

Beratung. Mobile Beratung nicht nur für kommunale Entscheidungsträger, sondern mobile Beratung auch dort, wo unsere Zielgruppe ist, also direkt beim Jugendlichen auf der Straße, an Treffstätten, vor allen Dingen an Berufsschulen, die - nach meiner Einschätzung - aus dem öffentlichen Fokus derzeit etwas verschwunden sind. Dankeschön.

Vorsitzende: Ich bedanke mich ganz herzlich bei allen Sachverständigen, die uns einen interessanten Einblick und gute Anregungen gegeben haben. Wir verfahren jetzt so, dass wir eine erste Fragerunde von Dauer einer Stunde durchführen.

Abg. **Thomas Dörflinger** (CDU/CSU): Zunächst von der Unionsfraktion herzlichen Dank für Ihre Stellungnahmen. Meine Frage richtet sich an Professor Kiesel. Sie haben einen breiten Teil Ihrer Ausführungen dem Antisemitismus gewidmet, weswegen ich dort anknüpfe und folgende Fragen formuliere:

Welche Veränderungen in den verschiedenen Erscheinungsformen von Antisemitismus stellen Sie in Ihrer Arbeit in den letzten Jahren fest? Lässt sich das gegebenenfalls auch quantifizieren? Anschlussfrage: Wird das Programm, so wie es jetzt auf dem Tisch liegt und Ihnen bekannt ist, diesen unterschiedlichen Erscheinungsformen bzw. der Bekämpfung derselben gerecht? Weil verschiedentlich auch das Thema Schule angesprochen worden ist, knüpfe ich die Frage an: Wie müsste das Programm ausgestaltet sein, damit insbesondere junge Menschen bereits im Kindergarten- und Kindertagesstättenalter erreicht werden?

Prof. Dr. **Doron Kiesel** (Fachhochschule Erfurt) Der Antisemitismus hat gewissermaßen eine stabile Grundlage. In den letzten Umfragen stellten wir fest, dass es ein Kontinuum an antijüdischen oder judenfeindlichen Positionen gibt. Ihre zentrale Frage nach der in dem Programm erscheinenden Bezugnahme auf dieses Phänomen lässt sich darum so beantworten, dass natürlich erkannt wurde, dass Antisemitismus keineswegs alleine bei den Jugendlichen angesiedelt ist, sondern Antisemitismus wird im Prozess der Sozialisation tradiert und hat eine Vorgeschichte, die im Allgemeinen familien- oder gesellschaftsbezogen ist. Es ist darum wichtig, Antisemitismus oder antijüdische Einstellungen bezogen auf Eltern, Lehrer und Kindheit als ein Ganzes zu verstehen. Wir haben in einer Reihe von schulischen Projekten festgestellt, dass Lehrer antijüdische Positionen, gewissermaßen in verordneter Weise, nicht mittragen, zugleich jedoch auch nicht dazu beitragen, dass diese Positionen bei den Kindern und Jugendlichen systematisch und kritisch reflektiert werden. Worauf ich hinaus will ist, dass die Sozialisationsdimension dieses Aspektes mit berücksichtigt werden muss.

Die zweite Frage lässt sich so beantworten, dass diese Dimension im Programm partiell angesprochen wird. Wir haben die Erfahrungen gemacht, dass Antisemitismus unterschiedliche Instrumentarien bedient. Das heißt, auch in Orten oder in Regionen, die keine Kontakte oder Begegnungen mit Juden haben, findet der Antisemitismus oft eine sehr dichte Form von Präsenz. Antisemitismus dient offensichtlich in bestimmten Regionen oder auch für bestimmte soziale Schichten dazu, eine gesellschaftliche Botschaft zu vermitteln, sehr wohl wissend, dass man mit dieser Botschaft natürlich auch andere Teile der Gesellschaft treffen kann. Letzte Umfragen, z. B. in

Thüringen, wo ich lehre, machen deutlich, dass zwischen 20 und 30 % junger Thüringer bisher so gut wie überhaupt keinen Kontakt mit Juden hatten, jedoch trotzdem stabile antisemitische Überzeugungen transportieren. Bei genauerem Hinschauen wird deutlich, dass hier sowohl nationalsozialistische als auch stalinistische oder DDR-bezogene Positionen einfach weitergereicht werden, trotz fehlender systematischer und begegnungspädagogischer Erfahrungen. Dort wiederum, wo Jugendliche die Möglichkeit bekommen haben, unmittelbaren Kontakt zu Juden oder auch mit jüdischen Zuwanderern zu haben, ändern sich Einstellungsmuster, wenn auch sehr langsam. Ein zweiter und letzter Punkt: Der Antijudaismus oder der Antisemitismus findet seinen Ausdruck auch in bestimmten Israelfeindlichen - nicht Israelkritischen - Positionen. Der Antizionismus oder der Antiisraelismus wird häufig dazu genutzt, entsprechend antisemitische Positionen zu verbreiten und zu stärken. Das heißt, es werden in diesem Fall tradierte Positionen eingenommen und verfestigt.

Abg. **Katharina Landgraf** (CDU/CSU): Meine Frage richtet sich an Herrn Oberbürgermeister Ruckh. Wie können zukünftige Projekte innovativ und nachhaltig gestaltet werden? Wo sehen Sie weiteren Handlungsbedarf? Ich habe mit großem Interesse gehört, dass Sie auch an vorschulische Bildung denken. Wer könnte hierfür Träger sein? Wären auch Elternakademien, Zivilgesellschaft, Großeltern usw. denkbar?

Mike Ruckh (Stadt Sebnitz): Ich denke, es hängt zunächst einmal von der tatsächlichen Situation vor Ort ab. Deswegen halte ich den Ansatz, das Programm zu kommunalisieren, für richtig. Hierzu muss die tatsächliche Situation vor Ort analysiert werden, bevor ein Projektplan erstellt werden kann. Kinder nehmen auf, was zu Hause gesprochen wird. Das heißt, nicht nur in den Kindergärten muss Arbeit geleistet, sondern es müssen auch die Eltern einbezogen werden. Die Programme müssen sich gegenseitig ergänzen. Wie so etwas praktisch aussehen könnte, da bin ich natürlich jetzt überfragt. Es handelt sich um eine gesamtpolitische Aufgabe, und darum muss auch die gesamte Bevölkerung mit einbezogen werden, nicht nur Kindergärten und Schulen.

Abg. **Johannes Singhammer** (CDU/CSU): Meine Frage richtet sich an Herrn Andreas Lorenz. Herr Lorenz, Sie hatten in Ihrem Beitrag von der Notwendigkeit des interreligiösen Lernens gesprochen. Nun kennen wir ja die Ursachen. Wenn man sich die „klassische“ rechtsextremistische Karriere anschaut, welche Bedeutung messen Sie einem Rechtsextremismus zu, der aus fundamentalistischen, religiösen Quellen gespeist wird? Welche Entwicklungen sehen Sie?

Andreas Lorenz (BAG Katholische Jugendsozialarbeit): Ich halte es für wichtig, Informationen und Wissen in den Bereichen Jugendarbeit, Schulen und Kindergärten zu vermitteln. Ich halte die Frage des Wissens über Glaubensgemeinschaften, interreligiöse Kommunikation und den Austausch darüber für äußerst wichtig. Wissen über Religionen, über Religionsgemeinschaften ist nicht zentraler Gegenstand in der Ausbildung von Sozialarbeitern oder Sozialpädagogen, in den Hochschulen oder in der Fort- und Weiterbildung. Es ist wichtig, Ansätze zu finden, wie die Kommunikation der Religionsgemeinschaften mit den unterschiedlichen Bündnissen und lokalen Aktivitäten gestärkt werden kann. Wir brauchen beides, wir brauchen einerseits das Wissen, wir brauchen auf der anderen Seite eine Religionssensibilität in der sozialen Arbeit und wir brauchen die Kooperation der

Glaubensgemeinschaften, der demokratischen Verbände und Organisationen wie Migrantenselbsthilfeorganisationen etc.

Abg. **Elisabeth Winkelmeier-Becker** (CDU/CSU): Meine Frage richtet sich an Herrn Kiesel. Es ist so, dass Strafvollzugsanstalten Orte sind, wo Rechtsextremismus auf besonders fruchtbaren Boden fällt. Brauchen wir deshalb besondere Programme in den Vollzugsanstalten oder für entlassene Häftlinge? Eine andere Frage bezieht sich auf den Zusammenhang von Arbeitslosigkeit, Perspektivlosigkeit und Rechtsextremismus. Gibt es einen Automatismus von Ursache und Wirkung? Können die Programme gegen Rechtsextremismus es nachhaltig schaffen, diese Grundursachen zu beseitigen? Wenn nicht, was bleibt gesamtpolitisch zu tun?

Prof. Dr. **Doron Kiesel** (Fachhochschule Erfurt): Ihre Frage richtet sich auf die Wirkungen und Einflussfaktoren innerhalb verschiedener Bereiche oder Segmente von lebensbildlicher Wahrnehmung. Selbstverständlich reagieren frustrierte Jugendliche und sie sind williger, bestimmte Weltdeutungen anzunehmen, um mit diesen ihre Situation zu erklären. Jedenfalls eher als andere Jugendliche, die eingebunden, sozial abgesichert und abgefedert sind oder im Berufsleben stehen. Das ist gewissermaßen nahe liegend. Ich denke, wir können die Erlösung nicht per Programm anbieten. Wir können aber gewissermaßen ein zivilgesellschaftliches Unterfutter prägen, also von verschiedenen Ausgangspunkten her auf Jugendliche oder auf entlassene Straftäter bzw. bereits im Kontext von Strafverbüßungen einwirken. Es gilt zu erkennen, dass die Komplexität einer Situation verschiedene Lösungen erforderlich macht. Auf der Ebene der Programmatik bedeutet das: Demokratisches Lernen ist ein schwieriges Projekt. Auch auf der praktischen Ebene heißt das: Das Problem Arbeitslosigkeit kann nicht von heute auf morgen gelöst werden. Es besteht also durchaus ein Zusammenhang zwischen verschiedenen Prozessen und wenn man diesen erkennt, dann werden Jugendliche in ihrem Verhalten nicht nur einfach als unreif, unfähig, böse oder gut wahrgenommen, sondern man erkennt den analytischen Aspekt von Verhalten. Wenn Projekte oder Programme in diesen verschiedenen Säulen angelegt sind, werden sie für Jugendliche interessant und sprechen diese auch an.

Abg. **Kristina Köhler** (CDU/CSU): Meine Frage richtet sich an Herrn Ruckh. Bei den Projekten gegen Rechtsextremismus gibt es gewissermaßen einen Methodenstreit, ob konfrontativ oder zivilgesellschaftlich vorgegangen werden soll. Der konfrontative Ansatz betont die Tatsache, wogegen man ist, z. B. gegen Rechtsextremismus. Der zivilgesellschaftliche Ansatz betont mehr die Tatsache, wofür man sich einsetzt, z. B. für die freie demokratische Grundordnung. Welcher der beiden Ansätze ist aus Ihrer Sicht der fruchtbarere und erfolgreichere?

Mike Ruckh (Stadt Sebnitz): Ich denke, schwarz oder weiß bringt uns nicht weiter. Man muss vor Ort den richtigen Grauton finden und daraus ableiten, was tatsächlich notwendig ist. Deswegen hatte ich vorhin ausgeführt, man braucht vor Ort eine Analyse, die auf die Situation abgestimmt ist. Die Analyse kann in den verschiedenen Regionen nicht nur zu anderen, sondern sogar zu gegensätzlichen Ergebnissen und daraus abgeleiteten Handlungsmustern führen. Das richtet sich nach den vor Ort handelnden Personen, nach den vorhandenen Strukturen. Also: ich finde beide Ansätze nicht

verkehrt. Vielleicht ist der konfrontative Ansatz ein wenig zu pump und zu provokativ. In manchen Regionen haben die Leute hiervon auch schon die „Nase voll“. Ich halte daher den zivilgesellschaftlichen Ansatz für geeigneter. Bei diesem Ansatz muss man allerdings aufpassen, nicht zu abgehoben zu argumentieren, wenn man die breite Masse der Bevölkerung auch tatsächlich erreichen will. Bei manchen Initiativen hat man am Anfang das Problem, dass gar nicht verstanden wird, um was es eigentlich geht.

Abg. **Sönke Rix** (SPD): Auch im Namen der SPD-Fraktion vielen Dank an die Sachverständigen. Es ist festzustellen, dass es einen breiten Konsens darüber gibt, dass mit den Programmen der richtige Weg beschritten wird, auch wenn es Verbesserungsbedarf gibt. Meine Frage richtet sich an Professor Heitmeyer. Sie und die anderen Sachverständigen haben heute geäußert, dass Rechtsextreme zunehmend in die gesellschaftliche Mitte vorrücken und immer akzeptabler werden. Wie können die Programme weiterentwickelt und verbessert werden, um dieser Entwicklung mehr Rechnung zu tragen?

Prof. Dr. **Wilhelm Heitmeyer** (Universität Bielefeld): Es gibt aus meiner Sicht mehrere Ansätze. Der eine Ansatz läuft unter dem Stichwort Integrationspolitik. Die Kollegin vom DGB hat ja auch noch einmal deutlich gemacht, dass im Programm selbst der Problemkreis Arbeit ausgeklammert ist. Wir haben es bei der Integration nicht nur mit Migranten zu tun, sondern auch mit Teilen der Mehrheitsgesellschaft. Integration hat immer etwas damit zu tun, Zugänge zu haben: zum Arbeitsmarkt, zur Auseinandersetzung um bestimmte Dinge in der Stadtgesellschaft oder in der Gemeinde usw. Hinter Integration stecken immer Anerkennungsprozesse. Die Frage ist, ob wir in der Lage sind, diese Anerkennungsprozesse zu organisieren. Das Problem ist heute, dass traditionelle Integrationsmechanismen bei bestimmten Teilgruppen nicht mehr greifen. Das bedeutet, dass wir neue Anerkennungsmodi und Anerkennungspotenziale erst einmal entwickeln müssen. Gerade Jugendliche besorgen sich Anerkennung, koste es was es wolle und auf wessen Kosten auch immer. Gewalt ist dabei ein hocheffektives Mittel. Die Frage ist also, wie vermeidet man Desintegrationsprozesse. Das läuft über Integration und vor allem über die subjektive Erfahrung von Anerkennung. Das ist ein Ansatz, den man stärker im Auge behalten muss.

Als Zweites muss der intergenerative Ansatz sehr viel stärker herausgestellt werden. Das bedeutet, dass man in die Vereine hinein muss. Jugendliche können nicht nur über die Schule erreicht werden. Wenn die These stimmt, dass feindselige Mentalitäten auch über die ältere Bevölkerung verbreitet werden, also ich rede jetzt von mir und von meiner Generation, dann geht es um Vereine, um den Karnevalsverein, um den Sportverein usw. In diesem Bereich müssen Initiativen sehr viel stärker aktiv werden.

Drittens: Wir müssen in der Lage sein, bei den Gemeinden so etwas wie ein Gefühl für die eigene Stadtgesellschaft zu entwickeln. Natürlich ist die Situation bei kleinen Gemeinden bzw. Kleinstädten anders als in den Großstädten. In Kleingemeinden kennt man sich und die Beziehungsmuster sind völlig andere. Das macht es schwieriger, gegenläufige Positionen zu entwickeln. Das bedeutet, wie bekommt man es hin, dass es nicht zu homogenen Einstellungsmustern kommt, die sich gegenseitig

aufschaukeln, weil man die Bekannten im Verein und in der Nachbarschaft nicht konfrontativ angehen will. Erschwerend kommt hinzu, dass es in den strukturschwachen Gebieten Abwanderungstendenzen gerade von jungen, gut ausgebildeten Menschen gibt, die möglicherweise noch am ehesten in der Lage wären, eine widerständige Mobilisierung in Gang zu setzen.

Das wären also die drei Aspekte, zum einen die Integrationspolitik, die an vielen Stellen auch die Suche nach neuen Anerkennungsquellen bedeutet. Wir können hier nicht einfach so weiter machen und denken, die alten Integrationsmodi würden noch greifen. Der zweite Aspekt ist, wie man über die Älteren in die Vereine hineinkommt und der dritte, wie man die eigene Stadtgesellschaft entdeckt und die spezifischen Mittel berücksichtigt, die dort greifen. Mit gutem Willen ist es nicht getan, wenn wir gerade in den kleinen Orten die Mechanismen der Nahbeziehungen nicht in den Blick nehmen. In großen Städten kann man ausweichen, kann man sich andere nahe Bezugsgruppen oder auch neue Freundeskreise suchen. In den kleinen Gemeinden geht das nicht. Wenn man nicht Märtyrer oder Held sein will, kann es also zu so etwas wie einer Schweigespirale kommen, die außerordentlich furchtbar ist im Hinblick auf die Normalisierung dieser Prozesse. Sie wissen alle: Alles, was als normal gilt, kann man nicht mehr problematisieren. Und dann haben wir ein Problem.

Abg. **Christel Humme** (SPD): Ich möchte mich dem Thema noch einmal von der Seite der Praxis nähern. Wir haben uns die Aufgabe gestellt, zu fragen, wie laufen Projekte in Zukunft erfolgreich? Mein Frage an Frau Hanneforth lautet: Wie muss solch ein Programm bzw. Projekt gestaltet sein? Ist z. B. die Komm-Struktur ein hilfreiches Instrument? Welche Rolle spielt die Unabhängigkeit der Träger? Aus Ihrer Erfahrung aus Sachsen: Welche Begleitung brauchen Sie als Projektführer, damit Projekte erfolgreich sind? Dankeschön.

Grit Hanneforth (Kulturbüro Sachsen): Dankeschön für die Frage. Mit der Komm-Struktur haben wir natürlich als mobiler Beratungsdienst keine Erfahrungen. Wir sind eher eine Geh-Struktur, denn wir sind ja mobil und beraten die Leuten vor Ort, die unsere Beratungsleistung anfordern. Das betrifft auch die Opferberatungsstellen, die dort hingehen, wo die Hilfe gebraucht wird. Wir haben mit der Geh-Struktur, wenn man es mal so nennen will, die besten Erfahrungen gemacht, weil wir die Leute zu Hause, innerhalb ihres Sozialraumes, innerhalb ihrer kontextualen Problemlagen beraten. Wir sind Berater, wir sind keine Projektorganisatoren, keine Aktivistinnen. Das hat erhebliche Vorteile. Erstens: Wir kommen von außen und haben dadurch einen unverstellten Blick auf die Problemlage vor Ort. Sie können sicher sein, die ist nicht identisch mit dem angezeigten Problem, weil oftmals die Problemlagen vor Ort schon Jahre vor sich hinschwelen, aber niemand ernsthaftes Interesse hatte, sie sich anzugucken. Es hat weiter den Vorteil, dass man vor Ort die Menschen direkt ansprechen kann. Wir steigen vor Ort immer mit einer kleinen lokalen Sozialraumanalyse ein, um uns ein Bild über die Situation zu verschaffen und auch um Partner für unsere Arbeit, für den Demokratisierungsprozess, zu gewinnen. Danach werden mit den Menschen gemeinsam vor Ort Handlungsstrategien erarbeitet, die natürlich nur vor Ort wirken können.

Komm-Strukturen sind im Bereich der Elternberatung möglich. In Sachsen beginnen wir, in Kooperation mit Experten aus der Familienberatung über solche Konzepte nachzudenken.

Die Unabhängigkeit der Träger ist ein sehr, sehr zentrales Thema. Wir als unabhängiger Träger haben ein eigenes Leitbild und ein klar geschriebenes Konzept mobiler Beratungsarbeit. Wir sind oftmals Überbringer unbequemer Botschaften. Dafür ist es wichtig, unabhängig zu sein und nicht in die kommunale oder politische Struktur einer Kommune eingebunden zu sein. Handlungsstrategien sollten parteiübergreifend entwickelt werden. Parteiunabhängigkeit ist also ganz wichtig.

Zur Begleitung: Ich bin dankbar, und das teile ich mit meinen Kollegen und Kolleginnen von den Netzwerkstellen und den Opferberatungsstellen und auch mit denen, die strukturbildend vor Ort tätig sind, für die Ressourcen, die für die Evaluation zu Verfügung gestellt werden. Wir würden uns aber darüber hinaus neben einer summarischen Evaluation oder einer Zwischenevaluation schon eine begleitende Evaluation wünschen. Das hätte den Vorteil, dass die Ergebnisse direkt in den Prozess eingearbeitet werden könnten. Es gibt natürlich eine interne Evaluation, aber es würde zu weit führen, das jetzt darzustellen. Dankeschön.

Vorsitzende: Ich habe eine Frage an Herrn Lüders und an Herrn Lorenz, weil Sie beide in Ihren schriftlichen und mündlichen Stellungnahmen davon gesprochen haben, dass es eine Veralltäglicung der rechtsextremen Jugendkultur gebe. Herr Lorenz hat zudem von den kulturellen Veränderungen im Rechtsextremismus gesprochen, und das vor dem Hintergrund, dass in der kommunalen Jugendarbeit und Jugendhilfe immer mehr gespart wird. Meine konkrete Frage lautet: Wie sollte man auf diese „Veralltäglicung“ adäquat reagieren?

Dr. Christian Lüders (DJI): Erstens: Man muss sich das Phänomen wirklich klar machen, weil das in meinen Augen ein Formwandel ist. Dieser Formwandel drückt sich auch in einem veränderten Auftreten der Rechtsextremen in der Öffentlichkeit aus. Wenn diese plötzlich Angebote für Kinderbetreuung machen, für Schulklassen, wenn Dorffeste organisiert werden, also wenn allgemein gesprochen Sozialarbeit bzw. Jugendarbeit gemacht wird, dann ist das ein Formwandel, weil sie das bisher nicht getan haben. Sie sind dadurch attraktiv geworden, das muss man feststellen. Zweite Bemerkung: Ich glaube nicht, dass man das Phänomen „Veralltäglicung“ mit einem Modellprogramm nachhaltig bekämpfen kann. Dieses Phänomen ist eine Reaktion auf den Rückzug der Kommunen und Länder aus der Finanzierung. Das heißt, durch die Kürzung öffentlicher Mittel in den Bereichen Infrastruktur, Jugendarbeit und Jugendverbandsarbeit entstehen freie Räume, die von den Rechten genutzt werden. Kein (Modell-)Programm kann das kompensieren. Notwendig ist meines Erachtens - neben der wichtigen Unterstützung von Seiten des Bundes - ein gesellschaftlicher Konsens von Kommunen, Ländern, Zivilgesellschaft, Stiftungen usw., der zum Ziel hat, die Angebotsstruktur in diesem Bereich zu erhalten. Wir dürfen hier keine freien Flächen entstehen lassen; wir dürfen uns nicht zurückziehen. Demographischer Wandel und finanzieller Druck - ich kenne die Bedingungen der Kommunen - dürfen keine Hindernisse sein. An dieser Stelle ist es einfach fatal, nichts zu tun, weil damit den falschen Leuten die Türen geöffnet werden.

Andreas Lorenz (BAG Katholische Jugendsozialarbeit): Ich stimme meinem Vorredner zu. Ich denke, es handelt sich hier um eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Wir als Träger der Jugendhilfe und als

zivilgesellschaftliche Verbände und Organe müssen uns herausgefordert fühlen und nach Zugängen suchen, wie wir junge Menschen, Eltern usw. erreichen können. Ein Zugang kann der Kindergarten oder auch die Elternberatung sein. Es wird darauf ankommen, Netzwerke zu bilden und auch außerhalb der klassischen Bildungsorte Lernorte zu finden, wo wir junge Menschen erreichen können. Das kann vielleicht auch Lagerfeuer- und Pfadfinderromantik sein, aber eben nicht unbedingt mit rechten Parolen.

Abg. **Wolfgang Gunkel** (SPD): Meine Frage richtet sich an Frau Hanneforth. In Ihrem einführenden Beitrag haben Sie sehr gut dargestellt, welche Bedeutung Erfahrung und eine gefestigte Struktur haben, wenn man im Umgang mit Rechtsextremismus erfolgreich sein will. Mich interessiert, welche Auswirkungen die neue Förderstruktur auf die bestehenden Netzwerkstellen und -strukturen hat.

Grit Hanneforth (Kulturbüro Sachsen): Dankeschön, das mache ich gerne. Es ist leider die Crux, dass wir mobile Beratungsdienste, Opferberatungsdienste, beratende Netzwerkstellen und Projekte haben, die sich nicht in diesen Programmstrukturen wieder finden. Hierbei handelt es sich z. B. um die „Aktion Zivilcourage“, das „Netzwerk für Demokratische Kultur“ und das „Netzwerk für Demokratie und Courage“. Das gilt jetzt nur für Sachsen. Obwohl diese Projekte die ersten in Sachsen waren, die sich seit Mitte der 90er Jahre mit diesem Thema auseinandergesetzt haben, drohen sie jetzt durch den „Rost“ zu fallen, weil man sie strukturell nur schwer unterbringen kann.

Zur Bedeutung der Netzwerkstellen lassen sie mich Folgendes sagen: Wir haben in Sachsen sechs mobile Beraterinnen und Berater, was angesichts der Problemlage niemals ausreichend wäre und kaum Aussicht auf Erfolg hätte, wenn man sich nicht auf Strukturen vor Ort beziehen könnte. Wir haben eine ganz klare Prämisse: Wenn ich niemanden finde, der bereit ist, einen demokratischen Prozess mitzutragen bzw. der bereit ist, sich mit der Problematik auseinanderzusetzen, kann ich dort nicht beraten. Es gibt Regionen, in denen kann ich mich nicht bewegen, wenn ich dort keine Partner habe. Wir tragen niemanden zum Jagen, sondern wir beraten Menschen, die demokratische Prozesse gestalten wollen. Insofern kommt den Netzwerkstellen, um die sich zivilgesellschaftliche, lokale oder regionale Netzwerke gruppieren, eine wichtige Bedeutung zu, weil wir als mobile Beraterinnen und Berater mit den Netzwerkstellen in engem Kontakt stehen, um einen Demokratisierungsprozess auf dem Weg zu bringen. Nur mit den Potenzialen vor Ort und in den Regionen kann so etwas funktionieren. Wir sind Berater, wir sind keine Akteure, das muss ich immer wieder betonen.

Es wäre also höchst fatal, wenn diese Strukturkomponente, die quasi kleinteilig über das Land verteilt ist und sich aus unterschiedlichen Programmkomplexen speist, nicht mehr existierte. In diesem Zusammenhang, denke ich, sind die Netzwerkstellen unentbehrlich.

Abg. **Miriam Groß** (FDP): Ich möchte gerne zwei Fragen an Herrn Petry stellen. Zum einen wollte ich Ihnen noch die Chance geben, mehr zur Stiftungsarbeit zu sagen. Vielleicht können Sie noch einmal darstellen, welche Vorteile eine Stiftungsarbeit im Gesamtzusammenhang hätte und welche Maßnahmen Stiftungen ergreifen könnten, wenn wir ihre Arbeit unterstützen könnten. Zum anderen möchte ich Sie zitieren mit dem Satz „Verantwortungsübernahme beginnt in der Grundschule, im

überschaubaren Rahmen des Klassenzimmers“. Meine Erkenntnis ist, dass wir im gesamten Bildungsbereich ansetzen müssen. Ich bin der Meinung, dass wir uns von Seiten der Bundespolitik – mit Hinweis auf die Zuständigkeit der Länder - nicht von diesem Thema verabschieden dürfen. Mich würde interessieren, welche Ansätze es gibt, im Bildungsbereich stärker Einfluss zu nehmen. Wäre beispielsweise eine Partizipation im Klassenzimmer bzw. schon in den Kindertagesstätten nicht auch eine geeignete Form, um Demokratie ganz früh zu erfahren und zu lernen?

Christian Petry (Freudenbergstiftung): Also, mit dem Letzten zuerst. Man muss wissen, dass man in der Jugendhilfe, der Jugendarbeit nur ungefähr 10 % der Jugendlichen erreicht. Das heißt, die überwiegende Mehrheit erreicht man nicht. Es ist der leichteste Weg, die Erwachsenen als Eltern zu erreichen, wenn man an die Schule anknüpft, z. B. über die offene Jugendarbeit. Die Schulöffnung, das was im angelsächsischen Bereich „Community Education“ heißt, wäre ein wichtiger Gesichtspunkt. Das heißt, Eltern und Kinder werden gemeinsam zur Gestaltung des Schullebens herangezogen. Das verlangt nicht nur die Kräfte aller um die Schule herum, sondern es verlangt auch die Bereitschaft der Schulen, mitzumachen. Die Frage ist, wie man diese Bereitschaft herstellen kann. Was wirklich notwendig ist, ist ein dauerhafter systematischer biographiebegleitender Ansatz. Es gibt im Stiftungsbereich Projekte mit Kindergärten, in denen es im Wesentlichen darum geht, dass die Kinder lernen, etwas auszuhandeln. Sie sollen lernen, dass es unterschiedliche Meinungen gibt, dass man sich nicht mit Gewalt durchsetzt, dass man die Eltern einbezieht und dass es auch für Aushandlungsprozesse Regeln gibt, die man einhalten muss. Also ganz einfache Sachen. Vermittelt werden muss auch, dass es so etwas wie eine Gleichwertigkeit von Vorstellungen gibt.

Dieser Lernprozess muss sehr früh anfangen, denn die Gleichwertigkeitsverletzung ist die eigentliche Quelle, von der die Zerstörung demokratischer Kultur ausgeht. Ein Beispiel: Zwei Schulen, irgendwo in Mecklenburg, 15 km von einander entfernt. Die eine Schule bemüht sich mit Hilfe des Oberbürgermeisters, ein Klima herzustellen, in dem die Verachtung anderer langsam aufgelöst wird. Es gelingt, Xavier Naidoo dorthin zu holen. Es gibt ein Konzert und sie schaffen es, zu erreichen, dass im Jugendzentrum Jugendliche ab 25 Jahren keinen Zutritt mehr haben, weil man weiß, wer dann kommt. Fünf Kinder fehlen der Schule, um eine Schulschließung zu vermeiden. In der anderen Schule, 15 km entfernt, bemüht sich der Oberbürgermeister nicht, es hat keine Vorbereitung auf Xavier Naidoo's Besuch gegeben, es hat überhaupt nichts gegeben, aber die entsprechende Schülerzahl war vorhanden. Ich fordere sie auf zu raten, welche Schule geschlossen worden ist! Obwohl Kontakt mit dem Kultusministerium bestand, ist es nicht gelungen, eine Kultur der Verantwortung statt der Zuständigkeit herzustellen. Die haben sich für diesen Gesichtspunkt nicht verantwortlich gefühlt, weil jemand anders dafür zuständig ist. Wie man hier eine Verantwortungsgemeinschaft herstellen kann, das ist die Schlüsselfrage.

Es fällt Stiftungen manchmal leichter, katalysatorisch zu wirken. Das heißt, wo private und staatliche Stellen zusammenarbeiten, findet man oft auch Bürgerstiftungen, die eine Schlüsselrolle einnehmen und die sich ihre Bündnispartner suchen können. Wenn das alles vorher durch das Büro des Oberbürgermeisters gegangen ist, dann ist das zu wenig.

Abg. **Diana Golze** (DIE LINKE.): Zunächst ein herzlicher Dank an alle Sachverständigen, gerade vor dem Hintergrund der in mehreren Stellungnahmen mehr oder weniger deutlich formulierten Kritik am Informationsmanagement von offizieller Seite gegenüber den Trägern. Ich bin sehr dankbar für die sehr umfangreichen schriftlichen und mündlichen Stellungnahmen. Ich möchte zwei Fragen stellen: Eine an Herrn Lorenz und eine an Frau Dr. Panke. Vor dem Hintergrund, dass ich nicht glaube, dass mit der Kinder- und Jugendhilfe nur 10 % der Kinder und Jugendlichen erreicht werden, möchte ich mich auf die in Ihren Stellungnahmen vorgetragene Kürzung in der Kinder- und Jugendhilfelandchaft und die dadurch entstandene prekäre Situation beziehen. Meine Frage: Wie hat sich diese Kürzung in der Vergangenheit auf die Bundesprogramme ausgewirkt und auf die Möglichkeit, vor Ort Erfolge zu erzielen? Wenn ich davon ausgehe, dass sich diese Entwicklung leider weiter fortsetzen wird, möchte ich fragen: Wie wird sich das auf die Zukunft dieser Bundesprogramme auswirken? Die zweite Frage geht an Professor Dr. Heitmeyer und Herrn Professor Dr. Roth. Es wurde in mehreren Stellungnahmen die sehr enge Anbindung an die Kommunen problematisiert. Welche Probleme sehen Sie bei der Anbindung an die Kommunen und welche anderen Möglichkeiten der kommunalen Einbindungen würde es geben? Vielen Dank.

Andreas Lorenz (BAG Katholische Jugendsozialarbeit): Ich habe eingangs gesagt, dass die durch die wegbrechenden Mittel in der Jugendarbeit entstandenen Räume von den rechtsradikalen Gruppen schnell für ihre Arbeit genutzt werden. Ich habe auf der anderen Seite gesagt, dass es wichtig ist, die Kommunen mitzunehmen. Das heißt, ein Bundesprogramm kann seine Anregungsfunktion nur erfüllen, wenn auch kommunale Mittel eingesetzt werden. Das Bundesprogramm funktioniert nicht, wenn nur Bundesmittel zur Verfügung gestellt werden und die Kommunen nichts tun. Es muss politisch etwas passieren. Für die Jugendarbeit müssen Mittel für Projekte und lokale Bündnisse zur Verfügung stehen. Es reicht nicht, die Kommunalpolitik oder die Verwaltung mit Mitteln auszustatten, sondern die Kommunalpolitik und die Landespolitik müssen sich politisch bekennen. Man muss sie über Kommunal- und Landesförderprogramme entsprechend einbinden. Dann, so glaube ich, wird diese Anregungsfunktion des Bundes über solch ein Programm geerdet.

Dr. **Martina Panke** (DGB-Jugendbildungsstätte): Ich kann das vorher Gesagte nur unterstreichen. Zwei Beispiele aus Kommunen in Nord-Brandenburg: In einer Kommune, die zurzeit noch ein Zentrum der NPD ist, ist es gelungen, durch den Neuaufbau von ganz traditioneller Jugendarbeit, das heißt, den Wiederaufbau von Jugendclubs, mit der Arbeit auf den Dörfern, mit der Unterstützung der Bürgermeister, eine Vielfalt von Jugendkultur zu schaffen. Das hat wiederum dazu geführt, dass diese über Civitas geförderten Projekte in der Lage waren, mit einem Teil dieser Jugendlichen politische Initiativen zu entwickeln. Ohne das eine hätte es das andere nicht gegeben. Auf einmal gab es in dieser Stadt eine Beteiligung von Jugendlichen an Demonstrationen gegen NPD-Aufmärsche. Das hat es drei Jahre lang nicht gegeben. Es gab seit mehreren Jahren Aktivitäten eines Aktionsbündnisses, aber die Jugendlichen waren nie dabei, auch aus Angst. Die traditionelle Jugendarbeit hat dazu beigetragen, dass so etwas wieder möglich wurde. Ein anderes Beispiel: In einer Kommune, in der eigentlich alles bestens aussah, wurde aus Geldgründen die Jugendpflegerin eingespart. Auf einmal sah alles in Windeseile ganz anders aus. Aufkleber waren wieder da, Übergriffe wurden registriert. Leider ist in dieser Kommune im Moment ganz wenig möglich, weil man sich intern über die

Jugendarbeit zerstritten hat und kein Ansprechpartner da ist. Ich denke, der geschilderte Zusammenhang ist sehr eindeutig und unterstreicht das, was Herr Lorenz gesagt hat. Die Kommunen müssen mitziehen, die Kommunen müssen sich finanziell wie auch vom Bekenntnis her beteiligen. Wie groß der finanzielle Beitrag der Kommunen sein kann, muss jeweils im Einzelnen beantwortet werden.

Ich bin, was die Jugendarbeit angeht, sehr konservativ. Ich denke, diese Programme haben dazu beigetragen, dass sehr viel Neues und Gutes erfunden worden ist. Das darf aber nicht dazu führen, dass bewährte Konzepte der Jugendarbeit vernachlässigt werden, wie etwa außerschulische Jugendbildung, klassische Jugendclub-Arbeit auf dem Dorf usw. Das sind wichtige Elemente. Ich denke, diese Strukturen, die es schon lange gibt, sollten weiterhin gepflegt werden. Auf den Dörfern werden in der Regel mehr als 10 % der Jugendlichen erreicht, auch in der offenen Jugendarbeit. Wenn es gut läuft, dann sind es auch schon mal einhundert Prozent, und wenn noch Jugendliche aus den Nachbardörfern hinzukommen, sogar noch mehr. Traditionelle Strukturen dürfen nicht zugunsten des Neuen unterschätzt werden.

Abg. **Monika Lazar** (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN): Meine erste Frage geht an Professor Roth: Sie hatten vorhin schon einige Ausführungen zu den zusätzlichen 5 Mio. Euro gemacht. Können Sie noch einiges sagen, wie Sie sich die Trägerschaft vorstellen bzw. wie die Strukturprojekte, die über die Opferberatung sowie mobile Beratung und Netzwerkstellen hinausgehen, eventuell mit integriert werden können? Die zweite Frage geht an Herrn Ruckh, Stichwort Sächsische Schweiz. Meines Wissens nach ist der Landkreis Sächsische Schweiz ein Landkreis, der in die Vorphase der lokalen Aktionsplanung aufgenommen worden ist. Können Sie schon sagen, wie Sie in Ihrem Landkreis das neue Programm umsetzen wollen, was Sie in den nächsten Wochen machen wollen und wie Sie als Bürgermeister mit einbezogen worden sind?

Prof. Dr. **Roland Roth** (Hochschule Magdeburg-Stendal): Ich habe da keinen unmittelbaren institutionellen Vorschlag zu machen. Ich möchte noch einmal für die Unabhängigkeit plädieren und hierfür das Beispiel der Opferberatungsstellen anführen. Die Unabhängigkeit ist notwendig im Konflikt mit kommunalen Behörden, mit Landesbehörden, weil sie einen andern Blick auf Ereignisse bzw. Gewaltakte haben, insbesondere wenn diese zunächst von der Polizei, der Staatsanwaltschaft oder auch von Richtern, als nicht-rechtsextrem eingestuft werden. Dieses Konfliktfeld führt dazu, dass üblicherweise die Opferberatungsstellen als erste gefragt werden, wenn ein neuer Verfassungsschutzbericht erscheinen soll, ob die offiziellen Zahlen stimmen. Das ist auch deshalb wichtig, damit für politische Institutionen keine Verführung besteht, die Stimme der Opferberatungsstellen kleinzuhalten und sozusagen dafür zu sorgen, dass sie auf Linie gebracht werden. Das gelingt meines Erachtens darum gut, weil sie eine dauerhaftere Perspektive ermöglicht bekommen, die relativ weit weg war von unmittelbaren politischen Zwecken. Dies wäre auch die Grundlage für die weitere Arbeit von Stiftungen, ohne das ich irgendeine Stiftung oder ein Modell präferieren würde.

Mike Ruckh (Stadt Sebnitz): Auf Ihre zweite Frage kann ich nur antworten, dass wir derzeit als Bürgermeister überhaupt noch nicht in die Fortführung des Programms in der Sächsischen Schweiz eingebunden sind. Meines Wissens gibt es dazu am 30. November 2006 eine Vorinformationsphase, verbunden mit dem Appell, sich tatkräftig darum zu bemühen, dass die Projekte am 1. Januar 2007 starten können, was ich mir in der Praxis nicht richtig vorstellen kann.

Abg. **Britta Haßelmann** (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN): Meine Fragen richten sich an Professor Dr. Heitmeyer. Erste Frage: Sie haben gesagt, dass der Rechtsextremismus in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist. Wo müssen wir dann ansetzen, wenn wir uns mit dem Phänomen auseinandersetzen wollen? Meine zweite Frage: Sind Sie der Auffassung, dass man nicht nur über Rechtsextremismus, sondern über den Extremismus allgemein in diesem Zusammenhang reden müsste? Danke sehr.

Prof. Dr. **Wilhelm Heitmeyer** (Universität Bielefeld): Es ist überhaupt keine Frage, dass man sich um alle Formen des Extremismus kümmern muss. Für mich stellt sich allerdings die Frage, warum in der Debatte vieles durcheinander gemixt wird. Wir wissen viel zu wenig über die Entstehungsprozesse des Fundamentalismus. Und trotzdem: Obwohl man nichts weiß, will man doch schon intervenieren. An dieser Stelle muss man also sehr viel zurückhaltender sein. Zweitens: Es gibt unterschiedliche Gefährdungspotenziale, die man lokalisieren kann. Man muss also die Reichweiten der Programme kennen, um keine Enttäuschungen zu erleben. Wenn die Zielvorgabe der Programme lautet, die Zahl der Straftaten oder die Erfolge der NPD in Mecklenburg-Vorpommern zu minimieren, dann ist das absurd. Programme dürfen nicht überfrachtet werden, sondern es müssen klare Grenzlinien gezogen werden, die man auch evaluieren kann. Je unklarer ein Programm ist, desto unklarer werden auch die Evaluationsergebnisse sein. Das ist dann eine Art von Schrotschussmentalität nach dem Motto: Irgendetwas wird schon treffen. Daraus entsteht nur Unmut und Frustration auf allen Seiten. Mein Petitum: Klare Trennung mit der gleichzeitigen Botschaft: Extremismus muss man bekämpfen, wo immer Extremismus auftritt.

Ihre erste Frage ist in der Tat sehr schwierig zu beantworten. Unsere Langzeituntersuchungen zeigen, dass sich dort etwas in die Mitte hinein verschoben hat. Das hat zwangsläufig auch Normalisierungsprozesse zur Folge. Ich habe derzeit kein Rezept dafür, was man dagegen unternehmen kann. Das ist eine Frage der Selbstreflektion in den Parlamenten. Ich meine, wir müssen sehr viel stärker in den Konflikt einsteigen. Der Konfliktbegriff wird - meines Erachtens nach - in der ganzen Debatte nur negativ gesehen. In der heutigen modernen Gesellschaft halten Konflikte die Gesellschaft aber eher zusammen als dass sie daran zerbricht.

Vorsitzende: Vielen Dank. Wir kommen dann zur zweiten Fragerunde.

Abg. **Renate Gradistanac** (SPD): Meine Fragen richten sich an Professor Lüders und an Professor Heitmeyer. Meine Eingangsbemerkungen beziehen sich auf die Offensiven der Gemeinden und in diesem Zusammenhang auf die Mittelvergabe für die Jugendhilfe in den Kreistagen. Ist die konstant

oder eher rückläufig? In meinem Wahlkreis im Schwarzwald sind die Kommunen sehr verhalten. Ich kenne keine einzige, die offensiv ist. In meinem Kreistag haben wir vor den Sommerferien beschlossen, die Mittel für die Eltern- und Jugendberatungsstellen zu halbieren und nach der Sommerpause dem Kreistag vorzuschlagen, die Kreisumlage abzusenken. Es stellt sich also nicht die Frage, ob genügend Geld da ist, sondern ich sehe hier eine Frage der Prioritätensetzung.

Meine Frage: Können Sie uns vielleicht im Bereich des Aktionsprogramms „Jugend für Toleranz und Demokratie“ konkrete Beispiele für die Weiterentwicklung des Aktionsplans nennen? Was halten Sie in diesem Zusammenhang von den Mehrgenerationenhäusern? Sehen Sie durch diese Projekte Einwirkungsmöglichkeiten? Hätten Sie konkrete Ideen?

Dr. **Christian Lüders** (DJI): Also zunächst kurz zu den Zahlen, da das DJI regelmäßige Abfragen bei Jugendämtern durchführt. Wir stellen einen kontinuierlichen Rückgang der Ausgaben für die Jugendarbeit in den Kommunen fest, und zwar, das ist wichtig, stärker, als der demografische Faktor es erlauben würde. Wir haben zwar auch einen Rückgang der absoluten Zahlen Jugendlicher, das muss man auch mit einberechnen, aber die Ausgaben gehen stärker zurück. Der Rückgang ist in den einzelnen Bundesländern sehr unterschiedlich. In Bayern zum Beispiel weniger stark als in den anderen Bundesländern. Ich glaube, es gibt gute Belege die zeigen, dass dort, wo die öffentliche Hand und die Zivilgesellschaft zurückweichen, die rechte Szene die Lücken füllt.

Bei den Aufgaben der Mehrgenerationenhäuser tendiere ich dazu, diese nicht auch noch mit dem Kampf gegen Rechtsextremismus zu beauftragen. Ich denke, damit wären sie ernsthaft überlastet. Im Moment haben die Mehrgenerationenhäuser einen programmatischen Überhang und es muss sich erst noch zeigen, was sie können und was nicht. Ich möchte auch daran erinnern, - das ist eine Erfahrung, die wir in den Programmen Entimon und Civitas gemacht haben - dass die Arbeit an der Schnittstelle „Rechtsextremismus und gefährdete Jugendliche“, Qualifikationen, Erfahrungen, Know-how und Kompetenzen voraussetzt. Das ist nicht einfach auf andere Gebiete übertragbar. In Entimon arbeiten z. B. in 40 % der Projekte Fachkräfte, die speziell dafür qualifiziert worden sind.

Was das neue Programm angeht, sehe ich viele richtige Ansätze. Es wurde z. B. berücksichtigt, dass früher angesetzt werden muss, also bereits für Jüngere Angebote gemacht werden müssen. Das ist richtig. Ich muss allerdings feststellen, dass die Beschlüsse zur Föderalismusreform nicht hilfreich sind. Über 50 % der Entimon-Projekte haben über die gesamte Projektphase hinweg in irgendeiner Weise mit unterschiedlichen Schultypen kooperiert, auch mit Hauptschulen und Berufsschulen. Das heißt, die Möglichkeiten außerschulischer Angebote sind ausgeschöpft worden. Erfolg setzt voraus, dass es Resonanz auf Seiten der Schulen gibt. Jedes jugendpolitische Programm hat seine Grenzen, wenn die Resonanz von Seiten der Schulen fehlt, und jedes bundespolitische Programm hat dort seine Grenzen, wenn die Bereitschaft zur Zusammenarbeit auf Seiten der Länder nicht da ist. Wenn diese Grenzen nicht überschritten werden, kommen wir leider nicht weiter.

Prof. Dr. **Wilhelm Heitmeyer** (Universität Bielefeld): Mit Blick auf die Weiterentwicklung kann man sagen, dass zumindest Signalbegriffe im Programm stehen. Wie sie nachher ausgefüllt werden, ist

eine andere Frage. Ein Signalbegriff ist zum Beispiel Integration. Integration, ich habe es gesagt, nicht reserviert nur für Migranten, sondern auch für andere Teile der Mehrheitsgesellschaft. Das heißt, wenn man dieses ernst nimmt, kommt man ein Stück weit aus der Bekämpfungslogik heraus. Das ist ganz, ganz wichtig. Insofern muss man natürlich darauf achten, dass das auch umgesetzt wird. Ein zweiter Punkt ist das Herangehen an bildungsferne Milieus und auch die Arbeit mit rechtsextrem orientierten Jugendlichen. Das war in dem letzten Programm doch zu sehr an den Rand gedrängt worden. Bei der Civitas-Evaluation ist immer wieder kritisch angemerkt worden, dass die „pflegeleichteren“ Gymnasien Teil des Programms waren, die Berufs- und Hauptschulen nicht. Da hilft uns auch nicht die Komm-Struktur. Hier muss etwas passieren, weil uns an vielen Stellen, das muss man auch deutlich sagen, die Ideen fehlen. Wir können dort nicht mit traditioneller Aufklärung kommen. Diese verfängt bei den Jugendlichen nicht mehr, da dies als Belehrung empfunden wird, und Belehrung kommt gegen die Erfahrung, etwa von Desintegration, überhaupt nicht an. Das Programm sieht weiterhin vor, und das ist mir sehr wichtig, dass die lokal einflussreichen und deutungsmächtigen Akteure gefunden und angesprochen werden müssen. Wir haben bisher den grundsätzlichen Fehler gemacht, immer dieselben „Verdächtigen“ anzusprechen, also Lehrer, Sozialarbeiter und dergleichen. Es gibt jedoch mehr Ansprechpartner, z. B. Unternehmer, Bankleute, Ärzte. Das heißt, neben dem Oberbürgermeister, der sozusagen als Leuchtturm überparteiisch agieren möchte und das in der Regel auch tut, kommt es darauf an, auch die deutungsmächtigen Akteure in den Kommunen einzuspannen. Das, was diese Personen, Gruppen und Initiativen leisten können, kann eine Kommunalverwaltung nicht leisten. Wir haben es mit einem Konfliktfeld zu tun, und in diesem Bereich muss für Unruhe gesorgt werden, weil zu viel geschwiegen wird. Gerade in kleinen Kommunen wird zu viel geschwiegen. Die notwendige produktive Unruhe, um Bewegung zu erzeugen, kann nicht über die Verwaltungen der Kommunen erzeugt werden. Hier sind andere Gruppen gefordert. Das heißt, das dürfen nicht nur Lehrer und Sozialarbeiter sein, sondern auch die eben angesprochenen deutungsmächtigen Akteure.

Abg. **Caren Marks** (SPD): Meine Frage richtet sich an Herrn Lüders und Herrn Ruckh. Das Thema Einbeziehung aller Schularten, aber auch die Einbeziehung von Kindergärten und Ausbildungsbetrieben im Umgang mit Rechtsextremismus wurde schon angeschnitten. Ich halte die frühkindliche Prägungsphase für ganz wichtig und gerade hier könnten wir den Kindern im Krippen- und Kindergartenalter im Bereich der Anerkennung und Chancengleichheit viel mit auf den Weg geben. Mich interessiert, ob es hier eine Zusammenarbeit mit den Kommunen gibt. Wie stellt sich die Kooperationsbereitschaft der Kommunen und der Länder dar? Danke.

Mike Ruckh (Stadt Sebnitz): Ich hatte vorhin schon in meinem Eingangsstatement angesprochen, dass ich das Zusammenwirken aller Schulen für sehr wichtig halte. Ich stimme aber auch meinen Vorrednern zu, dass bei knappen Ressourcen der gymnasiale Bereich vielleicht bewusst vernachlässigt werden sollte, um mehr Ressourcen für Grund- und Mittelschulen zu haben. Kindergärten und Kindertagesstätten sind ein Feld, das noch nicht so richtig wahrgenommen wird. Hier gibt es deutlichen Handlungsbedarf.

Wir leben in Sebnitz im Grenzraum zu Tschechien. Wir haben bereits zweisprachige Kindergärten eingerichtet und sehen unseren Ansatz bestätigt, dass es richtig ist, bereits in frühem Alter Kinder mit Ausländern, in diesem Fall sind es unsere Nachbarn, zusammenzubringen. Hier gibt es durchaus noch einiges zu tun, z. B. was die entsprechende Ausbildung des Kindergartenpersonals betrifft. Ich stimme ebenfalls der Auffassung zu, verstärkt in die Ausbildungsbetriebe hineinzugehen. Denn wenn die Jugendlichen einmal die Schule verlassen haben, kann man normalerweise kaum noch Einfluss ausüben. Sie sind über die meisten Programme, wenn es nicht gerade Rockkonzerte sind, nur noch ganz selten zu erreichen. Hier muss verstärkt mit den Ausbildungsbetrieben geredet werden. In größeren Betrieben macht das weniger Schwierigkeiten, da dort Bündnisse oder innerbetriebliche Vereinbarungen bestehen. Aber bei dem Handwerksbetrieb um die Ecke liegt sicherlich noch einiges im Argen. Ich hatte es gerade schon angesprochen, ich habe das Gefühl, dass bei der gesamten öffentlichen Diskussion die Berufsschulen sehr weit aus dem Fokus sind.

Dr. **Christian Lüders** (DJI): Ich kann mich dem Gesagten anschließen. Wir brauchen in der Tat das Zusammenspiel zwischen den verschiedenen Institutionen. Die besten Angebote außerschulischer Bildungen sind wirkungslos, wenn sie in der Schule, in der Ausbildung, in der Berufsschule dementiert werden, weil dort autoritäre Strukturen bzw. Ungleichheitsvorstellungen Alltag sind, weil gemobbt wird oder ähnliches. Insofern teile ich die Einschätzung. Ich würde auch sagen, dass es Gruppen von Jugendlichen gibt, denen wir vornehmlich unser Augenmerk schenken sollten. Das sind nicht unbedingt die Gymnasiasten. Ich teile auch die Position, dass wir früher anfangen müssen. Wir müssen in die Kindergärten und in die Grundschulen. Wir müssen die Chancen, die die Ganztagesbetreuung in den Schulen bietet, nutzen.

Allerdings möchte ich deutlich machen, dass es dabei nicht nur um Prävention gegen Rechtsextremismus, sondern es sich hierbei um Angebote handelt, bei denen es um soziales Lernen, um Toleranz, um die zivile Lösung von Konflikten oder um Interessenausgleich geht. Ich glaube, hier geht es zunächst noch einmal ein Stück weit um die Einübung von Rollenbildern, geschlechtsspezifischen Rollenbildern bzw. Männlichkeitsrollenbildern. Insbesondere Jungen haben an bestimmten Stellen ihre Probleme. Es geht natürlich auch um das Kennen lernen anderer Kulturen, anderer religiöser Hintergründe. Die Kindergärten sind an dieser Stelle, was andere Kulturen und andere Religionsinhalte angeht, nach wie vor noch ziemlich wenig aktiv. Kinder lernen zu wenig, dass es auch Kulturen gibt, in denen nicht der Weihnachtsmann kommt oder die an anderen Tagen Feiertag haben. Das ist für sie nach wie vor ein Rätsel. Ich würde das jedoch alles ungern unter das Vorzeichen „Kampf gegen Rechtsextremismus“ stellen. Wir haben eine Aufgabe, die etwas mit sozialem Lernen, mit Toleranzentwicklung, mit Demokratieförderung, mit Beteiligung zu tun hat.

Ich möchte noch auf zwei mir wichtige Punkte aufmerksam machen. Wir denken in diesem Zusammenhang immer zuerst an die öffentlichen Institutionen, die Kinder und Jugendliche erziehen. Wir vergessen aber dabei die Eltern, und wir vergessen - das finde ich ganz fatal - den Einfluss der gleichaltrigen Gruppen und den Einfluss der Medien. Wir brauchen Konzepte und Strategien, wie wir bei Gleichaltrigen stärker Einfluss nehmen und die dort vorhandenen Potenziale besser nutzen

können. Denn gerade Gleichaltrige stellen ab dem zehnten Lebensjahr einen ganz wichtigen Ort der Selbstsozialisation dar.

Abg. **Thomas Dörflinger** (CDU/CSU): Dankeschön. Ich möchte noch einmal auf das eben schon beschriebene Phänomen der Banalisierung zurückkommen. Herr Professor Kiesel hatte beschrieben, wenn das Phänomen Rechtsextremismus erst einmal in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist, dann ist es schwierig, etwas dagegen zu tun. Die Zahlen, so wie von Ihnen eben dargestellt, können wir nicht einfach zur Kenntnis nehmen. Wir müssen uns abseits der hier in Rede stehenden Programme Gedanken darüber machen, wie wir trotzdem in diesem schwierigen Segment agieren. Frage, was können wir - auch abseits dieser Programme - als Bund tun, um diesem Problem Herr zu werden? Meine zweite Frage geht an Herrn Lorenz. Vorhin wurde der Schnittpunkt Jugend und Arbeit thematisiert, der in den Programmstrukturen bisher fehlt. Meine Frage: Was können wir - auch abseits der jetzt in Rede stehenden Programme - als Bund tun, um Jugendliche zu begleiten, die innerhalb des Landes auf der Suche nach Arbeit bzw. einem Ausbildungsplatz sind?“

Prof. Dr. **Doron Kiesel** (Fachhochschule Erfurt): In der Angebotspalette der Programmschwerpunkte ab 2007 werden auch Gruppen angesprochen, die in den Prozess mit eingebunden und einbezogen werden müssen. Es handelt sich zum einen um die Polizei, die Polizeischulen oder Polizeifachhochschulen und zum anderen um die unterschiedlichsten Behörden wie z. B. Lehrerfortbildungseinrichtungen, die ihre politischen und zum Teil auch ihre didaktischen und pädagogischen Inhalte an andere Lehrergruppen weiter vermitteln. Auch die Eltern müssen einbezogen werden, das ist sinnvoll und notwendig. Es ist zwar trivial, aber auch richtig, festzustellen, dass es notwendig ist, die unterschiedlichen Sozialisationsphasen mit dem nötigen gesellschaftspolitischen Wissen auszustatten.

Wir müssen aber auch genau hinschauen, wo unsere Konflikte entstehen. Ich will das exemplarisch deutlich machen. Es wurde vom Kollegen Heitmeyer schon erklärt, welche Rolle die deutungsmächtigen Akteure spielen können. Es ist für einen Lernprozess geradezu dramatisch, wenn z. B. bestimmte Stadtteile einer Stadt wie Erfurt für Ausländer oder Zugewanderte als nicht zugänglich beschrieben werden, weil dort die Gefahr zu groß ist. Problematisch daran ist auch, dass dieser Hinweis oft von Ordnungskräften kommt, die damit sagen wollen: Wir schützen euch, indem wir euch bestimmte Stadtteile besser nicht zumuten.

Der Eindruck, der in der Öffentlichkeit entsteht, ist, dass bereits tatsächlich rechte Gruppen über bestimmte Stadtteile Dominanz errungen haben, in einer ansonsten doch eher friedlichen Stadt. Ein anderer Aspekt ist: Der demokratische Staat ist nicht mehr in der Lage, überall für Sicherheit zu sorgen. Die demokratische Grundordnung zeigt Schwäche. Jugendliche sind hierfür sehr sensibel und nehmen schnell wahr, wenn bestimmte Grundsätze nicht eingehalten und vorgelebt werden.

Also: Schulen, den ordnungspolitischen Kräften inklusive Bundeswehr und Polizei und den unterschiedlichen Sozialisations- und sozialen Bildungseinrichtungen kommt eine besondere Bedeutung zu. Das ist natürlich im Großen und Ganzen eine Herausforderung, die so ein Programm

nicht erfüllen kann. Perspektivisch muss so etwas im Auge behalten werden, um handlungsstrategisch Entscheidungen treffen zu können, die diesen Hintergrund mit berücksichtigen.

Andreas Lorenz (BAG Katholische Jugendsozialarbeit): Herr Dörfinger fragte nach der Begleitung im Bereich Jugend und Arbeit, mit besonderem Blick auf junge Migranten. Es ist bestimmt von diesem Programm zu viel verlangt, damit auch die sozioökonomische Situation bestimmter junger Menschen regeln zu wollen. Wir könnten hier auf Erfahrungen zurückgreifen, wie wir sie zum Teil mit dem Xenos-Programm gemacht haben. In Gesprächen mit dem Arbeitsministerium könnte aber ausgelotet werden, welche Wege und Möglichkeiten es im Bereich der Berufsbildungspolitik gibt, Elemente mit einzubringen, die qualifizierend und weiterbildend sind, die aber auch sensibilisieren und informieren. Mir scheint bei den Integrationsförderplänen für junge Migrantinnen und Migranten wichtig, nicht nur die beruflichen Elemente mit aufzunehmen. Wir müssen auch bei den Betrieben dafür werben, diesen jungen Migrantinnen und Migranten Chancen auf einen Ausbildungsplatz zu geben. Die Erfahrungen mit dem so genannten Tandem-Modell, mit dem versucht wurde, über Praktika junge Deutsche in Betriebe von ausländischen Arbeitgebern zu bekommen und junge Migrantinnen und Migranten über Praktika in Ausbildungsberufe zu bekommen, die von diesen bisher nicht nachgefragt wurden, waren erfolgreich.

Abg. **Johannes Singhammer** (CDU/CSU): Meine Frage richtet sich an Herrn Oberbürgermeister Ruckh. In der jetzigen Anhörung ist immer wieder auf die Bedeutung der Zivilgesellschaft vor Ort als einer zentralen Voraussetzung für eine erfolgreiche Bekämpfung des Extremismus hingewiesen worden. Meine Frage: Ist das jetzt verfolgte Konzept der lokalen und integrierten Strategien - aus der Sicht der Praxis und von Ihnen - ein Erfolg versprechendes Modell oder gibt es Nachbesserungsbedarf?

Mike Ruckh (Stadt Sebnitz): Ich bin der Auffassung, dass für uns der wichtigste Ort die Schulen sind. Dort können sich die Jugendlichen unserem Einfluss - zumindest körperlich - nicht entziehen. Über die Schulen bzw. die Schüler kann man auch die Eltern erreichen. Die Zivilgesellschaft vor Ort ist eine zweite Schiene, die entwickelt werden muss. Die Kommune bzw. die deutungsmächtigen Akteure - da habe ich heute ein neues Wort gelernt - müssen versuchen, so etwas zu organisieren. Insbesondere die Unternehmer und Handwerker müssten den Mut aufbringen, sich zu äußern, selbst auf die Gefahr hin, auch mal einen Auftrag aus der rechtsgerichteten Klientel zu verlieren. Deswegen halte ich den Ansatz der Einbeziehung der Zivilgesellschaft vor Ort für wichtig. Den Schulen kommt trotz allem eine besondere Rolle zu.

Abg. **Elisabeth Winkelmeier-Becker** (CDU/CSU): Meine Frage richtet sich an Herrn Petry. Welche Möglichkeiten sehen Sie, verstärkt die ältere Generation, die nicht mehr über die Elternschaft erreicht werden kann, einzubeziehen? Also jene, die noch alte Rechtfertigungsparolen im Hinterkopf haben und die diese dann - auch unkontrolliert - in häuslicher Situation an ihre Enkel weitergeben. Wie erreichen wir bei diesen Menschen, ihre Gedanken noch einmal zur reflektieren, die sie vielleicht schon ein ganzes Leben lang tradiert haben?

Die jetzigen Programme sind konfrontativ ausgelegt, z. B. gegen Rechtsextremismus. Wenn ich mir jetzt einen Jugendlichen vorstelle, der einer rechten Gruppierung angehört, weil er dort die Anerkennung findet, die er sonst nicht bekommt, dann frage ich mich, ob ihn das Programm nicht eher abschreckt als motiviert. Sollten sich in den Formulierungen nicht vielmehr positive Zielsetzungen finden und betont werden, wofür wir stehen und was wir wollen, um einen besseren Effekt zu erzielen? Dankeschön.

Christian Petry (Freudenbergstiftung): Anerkennung heißt, wenn man es übersetzt, ich werde gebraucht. Die Frage ist, wie wird dieses Gefühl erzeugt? Wahrscheinlich nur dadurch, dass man wirklich gebraucht wird. Damit kommen wir zurück auf ein schon mal erwähntes Thema, dass man mit Anerkennung nicht früh genug anfangen kann. Eines der Programme heißt „Service-learning“, das heißt Verantwortung übernehmen. Die Amerikaner haben zum Beispiel bei Jugendlichen, die sich nicht mehr gebraucht fühlten, mit der Methode Erfolg gehabt. Gruppen haben gemeinsam überlegt, was können wir der Gesellschaft zurückgeben und - wenn wir etwas tun - was bekommen wir dafür? Ich möchte hierzu ein Beispiel aus Deutschland erzählen, das ich erlebt habe. Eine Gruppe von Jugendlichen hatte beschlossen, ins Altersheim zu gehen, weil sie dort ein paar Menschen kannten. Sie sind dort aber auch auf Menschen gestoßen, die an Alzheimer litten. Sie sind in diesem Zusammenhang auf die Idee gekommen, ihre Tiere von zu Hause mitzubringen und sie den Kranken auf den Schoß zu legen. Das hat bei ihnen ein Gefühl des Gebrauchtwerdens ausgelöst und zu Gesprächen mit den alten Leuten geführt, die weit über den eigentlichen Anlass ihres Besuchs hinausgingen.

Damit komme ich auf das Begriffspaar Positiv/Negativ. Es ist nicht gut zu sagen, wir sind gegen Rechtsextremismus, sondern man muss auch sagen wofür man ist. Am Stichwort Menschenrechte lässt sich das gut zeigen. Dieses Stichwort dokumentiert die Tatsache, dass es eine Gleichwertigkeit aller gibt. Dies zu verteidigen, weckt einen gewissen Stolz. Wenn man also selbst merkt, wo die Gleichwertigkeit überall verletzt wird, gelingt es einem vielleicht, die eigene Verletztheit nicht dadurch kompensieren, dass man andere herabwürdigt, sondern dass man versucht, den Teufelskreis zu durchbrechen. Die Einleitung dieses Bewusstseinsprozesses gelingt meistens nur, wenn man in jungen Jahren damit beginnt. Wenn die Jugendlichen bereits 16 oder 17 Jahre alt sind, schon eine Menge eigener Erfahrungen gesammelt haben, können solche Prozesse nur noch schwer in Gang gesetzt werden.

Abg. **Miriam Groß** (FDP): Noch mal eine Frage an Herrn Petry, zum Thema Finanzierung. In den USA - Sie haben es gesagt - finanzieren sich private Initiativen und Institutionen komplett selbst. Ich würde das gerne mal auf die Situation in Deutschland übertragen. Wie finanzieren sich private Initiativen in Deutschland? Könnten diese privaten Initiativen ein Gegenmodell zu den öffentlich geförderten Projekten sein? Wie sehen Sie die Zukunft der öffentlichen Förderung in diesem Bereich?

Christian Petry (Freudenbergstiftung): Erstens: In Amerika ist einfach viel mehr Geld da. Es ist so, dass das Stiftungskapital der deutschen Stiftungen den jährlichen Ausgaben der Stiftungen in Amerika entspricht. In Amerika gibt es allerdings auch die staatliche Seite so nicht. Zweitens: Die

Verantwortung der Zivilgesellschaft, Projekte zu unterstützen und zu finanzieren, wird in hohem Maß als selbstverständlich angenommen. Die Situation ist nicht mit der in Deutschland vergleichbar.

Das Problem ist, dass die Zivilgesellschaft dort ganz besonders schwach ist, wo wir sie brauchen. Insofern ist eine Kooperation von zivilgesellschaftlichen Kräften, von Stiftungen und Unternehmen, außerordentlich wichtig. Mein Plädoyer ist, die Kooperation zu suchen und diejenigen, die bereit sind sich zu engagieren, auch mit einzubeziehen. Der Effekt ist dann stärker als wenn man versucht, es nur allein zu machen. Mit den jetzigen Programmen wird die Kooperation mit der Zivilgesellschaft eher behindert.

Vorsitzende: Frau Golze hatte noch zwei Fragen an Herrn Heitmeyer und Herrn Roth. Ich würde vorschlagen, Sie fassen diese noch einmal kurz zusammen oder ergänzen Sie, wenn Sie möchten, bitte sehr.

Abg. **Diana Golze** (DIE LINKE.): Ich möchte noch eine zweite Frage stellen und beschränke mich daher auf eine Frage an Professor Roth zur Einbindung der Kommunen und den damit zusammenhängenden Problemen. Die zweite Frage richtet sich an Frau Dr. Panke zu den Finanzierungsmodalitäten. Diese Modalitäten sehen vor, dass es maximal 100.000 Euro pro lokalem Aktionsplan geben soll und davon maximal 20.000 Euro pro Projekt. Ich frage mich, wie mit diesen Mitteln zum Beispiel Personalstellen geschaffen werden sollen. Wir wissen alle, wie wichtig eine personelle Kontinuität vor Ort ist. Mich würde interessieren, wie Sie das bewerten. Dankeschön.

Prof. Dr. **Roland Roth** (Hochschule Magdeburg-Stendal): Natürlich ist es wunderbar, wenn die Kommunen als Verantwortungsträger mit dabei sind. Wir sollten aber auch darauf achten, dass bei den lokalen Aktionsplänen die Chance besteht, dass in den Fällen, wo die Kommune offiziell nicht mitzieht, es anderen zivilgesellschaftliche Akteuren, Schulleitern, Leitern von Ausbildungsstätten, Kirchengemeinden, Vereinsvorsitzenden etc., ermöglicht wird, als Akteure in der Kommune initiativ zu werden, und zwar eigenständig, nicht handverlesen vom Bürgermeister: ihr dürft, ihr dürft nicht. Diese Möglichkeit vorzusehen, scheint mir für die Aktivierung des zivilgesellschaftlichen Einsatzes außerordentlich wichtig zu sein. Wir wissen aus Untersuchungen kleinerer Gemeinden in ländlichen Regionen, dass oftmals die Chefs der Feuerwehr oder des Schützenvereins wesentlich wichtiger sind als der ehrenamtliche Bürgermeister. Noch wichtiger ist es, den Schulleiter ins Boot zu holen. Diese Offenheit muss erhalten werden. Ich würde auch angesichts der Regionalisierung der Probleme dafür plädieren, eben weil gezielte rechtsextreme Strategien in bestimmte Regionen erfahrbar sind, z. B. in Ostvorpommern, gezielt zu fördern und nicht nach dem Prinzip zu verfahren, wer hebt als erster den Finger.

Dr. **Martina Panke** (DGB-Jugendbildungsstätte): Es war schon die Rede von Komm-Strukturen und Geh-Strukturen. Meines Erachtens ist in der regionalen Arbeit eine Bleib-Struktur das eigentlich zentrale Problem. Man braucht hierzu Personen, die engagiert und fachlich versiert sind. Insofern gibt es in der Tat das Problem, dass mit 20.000 Euro keine Möglichkeit besteht, personelle Kontinuität herzustellen. Als Verantwortliche in einer Netzwerkstelle einer mittelgroßen Kommune weiß ich nicht,

wie ich weiter arbeiten soll, weil ich den Kollegen, der dort seit Jahren arbeitet, mit 20.000 Euro nicht bezahlen kann. Ganz abgesehen von den Sachkosten. Es geht hierbei nicht nur um das Geld, es geht auch um Kontinuität. Ich habe gesagt, es geht auch um die lokalen Eliten, die Menschen, die wichtig sind, die gehört werden vor Ort. Das kann der Bürgermeister sein, aber auch andere. Wir brauchen vor Ort Leute, die mit diesen Menschen reden können. Eine Fachlichkeit auf diesem Niveau kann ich nicht für 1.000 Euro Honorar in einem halben Jahr einkaufen. Das geht nicht. Auch die erwartete Qualität verlangt eine andere Ressource. Es ist sicherlich überlegenswert, inwieweit die Trägerverbände sich nicht nur kommunal und regional organisieren, sondern auch zu Stellenträgerschaften zusammenschließen.

Ein letzter Punkt. Ich komme aus dem pädagogischen Bereich und bin mittlerweile Geschäftsführerin. Ich verbringe viel Zeit damit, Geld zu beschaffen. Ich finde es auch richtig, dass man sich immer wieder für Geld rechtfertigen muss und es immer wieder neu erobern muss. Ich bin jedoch der Auffassung, dass bei der Organisation solcher Programme in der Zwischenzeit auch bedacht werden muss, dass das Verhältnis zwischen Management, Geldeinwerbung, seiner Verwaltung und der fachlichen Arbeit keine Schieflage bekommt. Ich persönlich mache mir langsam Sorgen bei der Kleinteiligkeit von lokalen und regionalen Ansätzen. Es muss darüber nachgedacht werden, inwieweit dadurch nicht die Qualität der Arbeit gefährdet wird, zumal ich es für wichtig halte, dass die Kompetenz vor Ort ist. Danke.

Abg. **Monika Lazar** (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN): Ich möchte mit meiner Frage noch einmal die 2. Säule des neuen Bundesprogramms streifen, und zwar die Modellprojekte. Meine Frage richtet sich an Professor Roth und an Frau Hanneforth. Im neuen Programm ist vorgesehen, dass die Modellprojekte maximal ein Drittel der Mittel vom Bund bekommen. Wie sehen Sie die Chancen, die restlichen zwei Drittel der Mittel zu beschaffen? Wir wissen leider, dass die Landesebene hierbei nicht immer sehr kooperativ ist. Meine zweite Frage: Wenn Modelle erfolgreich waren, stellte sich immer die Frage: Wie geht es weiter? Was hätten Sie für Ideen, wie erfolgreiche Modellprojekte weitergeführt werden können?

Prof. Dr. **Roland Roth** (Hochschule Magdeburg-Stendal): Ich fürchte, das gerade dort, wo es am Nötigsten wäre, die wenigsten Geldmittel vorhanden sind. Wir haben das schon intensiv geschildert bekommen, dass gerade in den strukturschwachen Räumen die Finanzen nicht da sind, um entsprechend Gegenzufinanzieren. Diese Kondition wird dazu führen, dass sich Ungleichgewichte zwischen den Regionen verstärken werden. Das ist für mich eine Fehlsteuerung. Die Erwartung, dass das allein von der politischen Überzeugung abhinge, ist aus meinen Erfahrungen irrig. Von daher kann ich das nicht begrüßen.

Die Frage, was man mitnehmen kann, lässt sich so beantworten: Ich denke, hier sind eine Menge Anregungen gegeben worden, von der Stärkung der Zivilgesellschaft bis zu Elementen aus den bisher durchgeführten Modellprojekten, die übertragbar sind. Ich habe zum ersten Mal in Sachsen-Anhalt erlebt, dass ein Seniorenbeirat eine Versammlung einberufen hat, um über die regionale Struktur des Rechtsextremismus und den Grad der dadurch ausgelösten Demokratiegefährdung zu diskutieren.

Wir müssen die Älteren, auch die Senioren, mit einbeziehen. Sie sind gut organisiert und die Auseinandersetzung muss auch in dieser Generation stattfinden.

Woran soll man sich orientieren? Ich stimme zu, dass die Menschenrechte ein ganz zentraler Aspekt sind. Anerkennung ist ein zentraler Bestandteil. Demokratie und Demokratie lernen sind zentrale Elemente. Die Schulkultur wurde ausführlich von Herrn Petry erwähnt. Das kann man auch auf die vorschulischen Bereiche ausdehnen. Wir wissen genau, dass Kinder und Jugendliche, die gelernt haben, sich zu beteiligen und die wissen, dass ihre Stimme zählt, diejenigen sind, die am wenigsten vom Rechtsextremismus erreicht werden. Zumindest deuten alle Studien daraufhin.

Grit Hanneforth (Kulturbüro Sachsen): Ich möchte noch mal auf die Säule 2 zurückkommen. Wenn ich es richtig sehe, sind für Sachsen drei Modellprojekte vorgesehen. Sachsen ist jedoch, verglichen mit anderen Ländern, in der sehr glücklichen Lage, dass es ein Programm zur Förderung von Demokratie und Toleranz hat. Das ist, und das muss hier einmal angeführt werden, auch auf die politische Lobbyarbeit des Netzwerkes zurückzuführen, denn sonst gäbe es dieses Programm in dieser Größenordnung nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass in den Ländern, in denen es keine adäquaten Modellprogramme wie in Sachsen gibt, eine Zweidrittelfinanzierung von Anfang an möglich ist. Wie gesagt, ich weiß es nicht, aber ich bin mir sicher, dass es ausgesprochen schwierig sein wird.

Anfügen möchte ich noch hinsichtlich des Finanzierungsmixes, dass das neue Aktionsprogramm bzw. das Programm zu den Beratungsnetzwerken Sinnvollerweise miteinander verknüpft werden sollten. Wenn wir über Kompetenztransfer reden und darüber, wie man erfolgreiche Modellprojekte überführen kann, dann ist das für mich zwingend geboten. Wenn die eine Säule, und darauf scheint ja alles hinzudeuten, mit einigen inhaltlichen Korrekturen im Wesentlichen so bleibt wie bisher und die Modellprojektsäule vermutlich auch, dann plädiere ich dringend dafür, dass die Beratungskompetenzen, die man über das neue 5-Mio-Programm fördert, mit dem Aktionsprogramm in irgend einer Weise verbunden werden. Ansonsten entstehen hier Parallelstrukturen. Diese Verknüpfung müsste aber irgendwo verbindlich festgeschrieben sein. Natürlich sind die Strukturen, die durch Civitas, Entimon und Xenos entstanden sind, jederzeit in der Lage, auch die Kommunen zu beraten und diese Leistungen zur Verfügung zu stellen. Es besteht also politischer Handlungsbedarf, wenn es um die Überführung erfolgreicher Modellprojekte geht. In diesem Zusammenhang würde ich dafür plädieren, dass auch beim Start der neuen Programme eine Verständigung zwischen Bund, Ländern und Kommunen herbeigeführt wird. Ich stelle mir vor, hierfür eine Zeitschiene von etwa 6 Jahren vorzusehen, um mit den Ländern ins Gespräch zu kommen, damit man hinterher nicht wieder vor einer Situation wie der derzeitigen steht, dass ein Programm ausläuft und man de facto nicht weiß, wie es weitergehen soll. Wir in Sachsen sind, wie gesagt, noch in einer glücklichen Lage. Dankeschön.

Vorsitzende: Herzlichen Dank. Wir sind am Ende unserer Anhörung. Ich bedanke mich ganz herzlich bei allen Sachverständigen und auch bei allen Kolleginnen und Kollegen, die hier eifrig mitgefragt und mitdiskutiert haben. Es ist schwer, die Diskussion zusammenzufassen. Trotzdem will ich es versuchen und kurz vier Punkte benennen. Ich glaube, für uns ist wichtig, dass wir in der Tat ein Programm

Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie auflegen. Ein Programm, das die Stärkung des zivilgesellschaftlichen Ansatzes in den Mittelpunkt stellt. Uns ist zweitens wichtig, dass wir der Ansicht sind, dass der Bund nicht allein mit den zur Verfügung gestellten 24 Mio. Euro das gesamte Themenfeld bearbeiten kann. Von hier aus geht darum der deutliche Appell an die Länder und Kommunen, die Programme nicht nur kofinanzieren, sondern auf kommunaler Ebene wieder starke Jugendhilfestrukturen einzuführen oder wiederaufzubauen. Ich glaube, es ist auch noch einmal deutlich geworden, dass ein Abbau von Jugendarbeit vor Ort nicht mit Bundesmodellprojekten aufgefangen werden kann. Ein dritter wichtiger Punkt ist die Idee der Vernetzung mit neuen Zielgruppen, den so genannten deutungsmächtigen Akteuren, wie Sparkassenleitern, Unternehmern, Schützenvereinsvorsitzenden u. a. Ein letzter Punkt: Es ist wichtig, hier auch noch einmal festzustellen, dass die Mitglieder des Ausschusses sich darin einig sind, dass wir das Engagement für Menschenrechte, Menschenwürde und Toleranz fördern wollen und dass wir Angriffe auf die Demokratie von rechtsextremer Seite nicht dulden werden. In diesem Sinne danke ich Ihnen allen für dieses Engagement, wünsche Ihnen eine erfolgreiche Arbeit, uns allen noch eine gute Sitzungswoche und Ihnen, die jetzt nach Hause fahren, einen guten Heimweg. Vielen Dank.

Schluss der Sitzung: 13:00 Uhr

Kerstin Griese, MdB

Vorsitzende